

gang.]
 me!
 kenweine.
 tshaut
 und
 n.
 ETHE,
 sert
 zer.
 lenkuchen,
 Plaster-
 ortiments-
 D. — Frunko
 nenfabr. v.
 ick
 en
 Platze.
 Cacao Riquet
 mit künstlich
 natürlichem Aroma.
 Fabrikanten
 Riquet & Co.,
 gegründet
 Leipzig 1746.
 ntisch.
 del gebracht
 lmeriens- und
 auf unfer
 reien, garan-
 oilettenseifen
 :
 : Sywana,
 Gypozonaz,
 chuppen-
 e für die
 nd Zahn-
 fen
 gutträglich
 en größeren
 zu haben;
 nächste Be-
 Leipzig.
 tte.
 amittiert.
 beiften, er
 ch Verkauf
 ch Wülfen
 ihn,
 äft, Grein.
 tzen
 ichten Ger-
 20 verfährt.
 o A liefert
 materialien.
 uch!
 er Ehe ge-
 wohnhaft
 2000 Ein-
 of, gesund
 on 21-25
 r Gestalt,
 milte, die
 allen, wer
 theitungen
 nützlichst
 h Namens-
 Rudolf
 u lassen.
 jugter St.
 g. Dame m
 et. Gremi.
 b. d. Gremi.
 lin SW.
 Feinere
 seur &
 eschäft
 VAL
 RT. M
 scr.
 ne.
 vasser
 Essig.
 r.
 on
 den
 ch

VERDORF.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 16. Monatlich vier Nummern. Berlin, 19. April 1892. Vierteljährlich 2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W. 38. Jahrg.

Unsere Mutter.

Roman von E. Haidheim.

(Fortsetzung von S. 135.) Nachdruck verboten.

Mit einem Freudenschrei springt Gertrud auf.
 „Ich? Wie? O Gott!“
 Wie verklärt blickt sie zum Himmel: „Harald, das kommt von dir!“
 Aber der Senator sieht bedenklich daren.
 „Er ist ein alter Hagestolz, Kinder mag er nicht!“
 Wie ein erlöschend Licht schwindet der Glanz in ihren Zügen, und sie setzt sich wieder nieder, nimmt die Arbeit und seufzt schwer: „Dann ist es nichts.“
 Gewiß, sie kann sich das ja selbst denken, so ein reicher Lebemann wird nicht vier Kinder in sein Haus nehmen. O, sie kennt ihn gut. In glücklichen Tagen hat sie so oft mit ihm in Gesellschaft gelacht und geplaudert. Bei ihnen verkehrte er nicht.
 „Ich habe ihm natürlich auch sofort gesagt, Sie würden sich von den beiden Kleinen nicht trennen,“ fuhr der Senator nach einem kurzen Schweigen fort.
 „Niemals!“ rief sie entschieden. „Aber von Ida und Gustav auch nicht; sie sind meine Kinder ebenjogut, wie meine eigenen.“
 „Nun gewiß! Darin haben Ihre Stiefkinder ein seltenes Glück, ich glaube, Sie wissen gar nicht einmal, daß es fremde sind?“
 „Mit dem Herzen nicht, Herr Senator.“

„Sie könnten die Kinder in gute Pflege geben, Frau Gertrud; denken Sie doch nur an die Vorteile, die sich Ihnen bieten. Die großen hier bei braven Leuten, die Kleinen nehmen Sie mit und bringen sie im Dorfe unter. Sie verdienen ein schönes Geld und haben doch das Leben einer Dame.“
 Wieder seufzte sie: „Es ist nicht daran zu denken, ich gebe die Kinder nicht von mir!“
 „Aber überlegen Sie doch nur, bei aller Mühe können Sie die Kinder nicht so nähren und pflegen.“
 „Sie leben nicht vom Brot allein! Mutterliebe ist ihnen nicht zu ersetzen!“
 Der Senator nahm nach einer Weile Abschied; er hatte sie nicht überreden können.
 Im Gehen, als sie sich erhob und ihm wieder die Treppe hinab- leuchtete, warf er einen Blick durch die Stube. Obwohl es Abend war und das Licht so mangelhaft die Ecken durchdrang, fiel ihm auf, wie wenig die Stube den trau- lichen Charakter trug, den früher Gertruds schöne Zimmer hatten.
 „Sie sehen sich wohl nach dem Spiegel um,“ sagte die Witwe mit scheuem, leidvollem Blick den feinnigen mißdeutend. „Ich habe ihn verkauft; was nützt mir noch ein solcher Spiegel, und ich mußte die Miete bezahlen!“

„Was soll aus der Unglück- lichen werden?“ rief der Senator, als er eine Viertelstunde später unruhig in seiner Stube auf- und abging. Er war ein herzogs- guter Mann und hatte Gertrud ehrlich mit Rat und That beige- standen. Weiter ging sein Opfer- mut indes nicht.
 Er hatte selbst Kinder! Das

war die Entschuldigung, die er ihrer Not gegenüber sich sagte, und seine freundliche, wohlwollende Gattin teilte diese Ansicht vollständig.

Es war mehr als eine Woche später, an einem Sonntag Mittag, als die enge Treppe zu Gertruds Wohnung ein Männergeschritt hinaufführte.
 Sie hörte denselben in ihrer Küche, wo sie ihren Kindern eine Suppe kochte.
 Das kleine, fünfzehnjährige Dienstmädchen, welches „für die Kost“ ihre Kinder wartete, saß auf der obersten Treppen- stufe und sang mit greller Stimme das Baby zur Ruhe.
 Der Kommende fragte nach der „gnädigen Frau“.
 „In der Küche!“ war die Antwort des Mädchens, dann sang es weiter.

Gertrud erkannte sofort die Stimme.
 Das war der Oberst von Thunen selbst, wie immer in elegantem Civil gekleidet, frisch wie ein Bierziger und stolz darauf, sich trotz seiner sechzig durchaus jugendlich zu erhalten. Sie wußte auch sogleich, was er wollte, aber freilich, nein — ganz wußte sie es nicht.

Indes trat sie ihm heißergerühend über ihre Armut ent- gegen und führte ihn in die Stube, wo es heute sonntäglich sauber und nett aussah, da die Kinder den ganzen Morgen im Freien gespielt hatten.
 „Entschuldigen Sie mich nur eine Minute, Herr Oberst, ich habe gefocht und da...“
 Er hätte ihr gern gesagt, sie sähe in der Küchenschürze, mit dem heißen Rot der Feuersglut reizender aus als je, aber das Trauerleid und die ärmliche Umgebung machten ihn doch verwirrt und stumm.

Nachdem sie die Schürze ab- gelegt und die Hände gewaschen hatte, kam sie wieder zu ihm.
 Jetzt war ihm erst klar ge- worden, wie elend ihr Los; die eine Minute hatte genügt, ihm ihre Lage deutlicher erkennen zu lassen, als dies alle Erzählungen seiner und ihrer Bekannten ver- mocht hatten.

Um so edler kam er sich in seinem Innern vor.
 Er gab ihr tief ergriffen noch einmal die Hand, und um ihren Mund zuckte es.

„Sie wissen, meine teure gnädige Frau, was mich zu Ihnen führt,“ begann er, als er auf ihre Bitte nun Platz genommen. Sein Ton, seine Miene berührten sie unbeschreiblich wohlthuend. Ihr kam wieder, wie schon tau- sendmal, das Gefühl, es sei alles, alles ein fürchtbarer Traum und es müsse ein Erwachen daraus folgen. Aber ach, wie schnell verfloß diese Empfindung!

„Ich vermute, es steht im Zusammenhang mit dem, was Herr Senator Wolfsonder mir vor einiger Zeit sagte,“ erwiderte sie inzwischen gepreßt.

„In der That! Und ich kann Ihre Ablehnung nicht annehmen, gnädige Frau!“ gab er zurück. Wenn ein Mann in meinen Jah- ren das Verlangen nach einer behaglichen Häuslichkeit erst ein- mal in sich erkannt hat, dann ist's mit dem Garçonleben vorbei. So geht es mir. Zum Heiraten bin ich zu alt und zu bequem, aber ich möchte doch das Warten einer feinen Frau im Hause nicht ent- behren, ich habe dabei zuerst und immer an Sie gedacht; sagen Sie nicht nein! Ich werde Sie voll- kommen als Herrin des Hauses walten lassen, Sie mögen mir selbst Ihre Bedingungen stellen.“

„Sie sind sehr gut und edel- mütig, Herr Oberst, ich verkenne das nicht, aber ich muß Ihnen trotzdem danken und Ihren Vor- schlag ablehnen,“ sagte sie jetzt fest. Im Herzen war sie unsäg- lich traurig, daß dieses Glück, welches in diesem Anerbieten lag, nur ihr allein kommen wollte.

Der Oberst suchte sie mit allen Mitteln zu überreden; es lag ihm, wie sie mit geheimem Erstaunen sah, wirklich viel dran, gerade sie in seinem Hause regieren zu sehen, er ließ sie indirekt in schmeich- licher Weise fühlen, wie sehr ihm immer ihre wohlgeordnete und geschmackvolle Häuslichkeit impon- niert, wie fein und elegant er ihr Auftreten stets gefunden. Und



Reisevoiletten (siehe Seite 159).

gerade so wie sie war, mußte die Repräsentantin seines Hauses sein. So wollte er sie haben.

Niemals hatte sie geglaubt, daß er sie so scharf beobachtet und daß er, dessen schonungslose Kritik sprichwörtlich war, so gut von ihr gedacht.

Dabei fühlte sie ihm an, er hätte sie so gern aus der Not und Sorge befreit.

„Wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen bin, Herr Oberst! Aber sprechen Sie nicht weiter. Ich bin die Mutter meiner Kinder und darf die heiligste Pflicht nicht versäumen!“ bat sie erregt.

„Ich könnte es auch nicht! Lieber sterben, als meine Kinder in Mitleidshände geben!“ setzte sie wieder fester hinzu.

Er erhob sich gleichfalls sichtlich erregt.

„So bringen Sie Ihre Kinder mit zu mir!“ stieß er heraus.

Einen Moment war sie starr vor Erstaunen; dann flog ein Freudenblick über ihr Gesicht.

Im nächsten Moment hatte sie schon erkannt, er meinte nur die beiden Kleinen — ihre eigenen — und andererseits riß ihn die Gutmütigkeit weiter fort, als er gewollt.

In dem Sinne dankte sie abermals ablehnend.

„Aber ich bitte — nein!“ ließ er sie, plötzlich erregt, nicht ausreden. „Ich bitte, meine Worte wörtlich zu nehmen, gnädige Frau. Mit der Pflicht gegen Ihre Stiefkinder werden Sie sich meines Erachtens besser abfinden, wenn Sie sie in eine Pension geben, als wenn Sie die Kinder im vollen Wachsen zu Entbehrungen zwingen, die — die —“

Und er blickte sich im Zimmer um mit einem Ausdruck, der genug sagte.

„So lassen Sie mich mit mir zu Räte gehen, Herr Oberst, ich schreibe Ihnen meine Entscheidung,“ gab sie halb nach.

„Und sie wird günstig lauten, Frau Gertrud, nicht wahr? Sie werden kommen? Sie werden mein stilles Haus durch Ihre Gegenwart hell machen! Sie werden mir Ersatz geben für das Versäumnis meiner Jugend?“

Er küßte ihr in aufgeregter Dankbarkeit die Hand.

Eine sonderbare Empfindung beschlich sie dabei. Vorhin war das nicht so gewesen.

Aber eben führten die beiden Stiefkinder herein. „Unsere Mutter, essen wir noch nicht?“

Sie hatten im Garten mit Nachbarkindern getollt, die Sonntagskleider sahen übel zugerichtet aus, die Gesichter erhielt und schmutzig, dennoch erschienen sie Gertrud schön mit dem Ausdruck freudigen Vertrauens.

„Die kleine Bande muß Ihnen ja das Leben entsetzlich sauer machen!“ sagte der Oberst.

Sie nickte lächelnd. „Aber die Liebe läßt sich nicht ermüden!“ erwiderte sie warm und strich Gustavs Locken zurück, indes Ida sich an ihren Arm hing.

„Wie ich mich freuen werde, wenn ich Sie bei mir frei weiß von all diesen Mühen! Sie sollen nur für mich leben, nur für mich denken dürfen, teure Frau, und in dem Behagen und Luxus leben, der Ihnen gebührt,“ sagte er. Noch einmal küßte er heiß wie vorhin ihre Hände.

Dann war er zur Thür hinaus, und sie stand wie gelähmt und starrte auf die Stelle, an der er dies eben zu ihr gesagt, mit einem Blick — einem Blick!

Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen.

Blutrot bis unter die Stirnhaare, empört bis zum lauten Aufschrei sank sie auf den nächsten Stuhl.

„Mama, wie hübsch siehst du aus, wie rot!“ rief Ida.

Sie schickte die Kinder noch einmal fort und lief in der kleinen Stube hin und her, indem sie wie außer sich immer rief: „Das mir! Das mir!“

Den ganzen Tag konnte sie nicht hinweg über die unaussprechliche Kränkung, die in dem einen letzten, unbewachten Blick gelegen.

Und der Mann spielte sich auf, wie ein edler, treuer Freund?

Der wagte es, mit solchen Hintergedanken sich ihr zu nahen? Sie war so in Zorn und Erbitterung, daß ihr nicht ein Gedanke des Bedauerns kam, auf das Wohlleben zu verzichten, das er ihr geboten. Ja, sie wollte ihm auch nicht einmal schreiben. „Schweigen ist auch eine Antwort!“ dachte sie in vollem Stolz ihrer Frauwürde.

Dann aber schrieb sie doch, kurz und bündig, sehr höflich und sehr bestimmt, sie habe eingesehen, daß sie für die ihr zugedachte Stellung nicht passe. Es wurde ihr schwer, daß sie noch für das Anerbieten einen formellen Dank hinzusetzen mußte.

Am andern Tage saß sie schon mit dem frühesten Morgen und stidte.

Die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage trat ihr fühlbarer als je vorher vor die Seele.

Und so sollte sie nun ein Jahr und dann wieder eins und eine ganze lange Reihe von Jahren sich abhängigen und arbeiten um das tägliche Brot? Gab es denn nirgend eine ehrliche Rettung?

Schwer und beklemmend legte sich die Not ihrer Lage auf sie. Sie sah keine Hilfe.

Draußen lockte der Mai mit seinem Blühen und Prangen, ihr Herz brach fast vor Weinen und Schluchzen, denn ach, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, und ihre ganze Seele schrie nach dem gewohnten Wohlleben und der Sorglosigkeit und — nach Haralds Schutze!

Wenn nur wenigstens Otfried wiederkäme, vor dessen Liebe schauderte ihr nicht, sie wußte ganz gewiß, seines Bruders Witwe würde ihm heilig sein, wie seines Bruders Weib.

Wenn er doch nur schriebe, daß sie wüßte, wohin sie ihren Ruf um Hilfe, um Schutz richten sollte!

Aber Tag um Tag vergingen, ohne daß eine Nachricht kam. Es ging ihm also nicht gut.

Ach, wie sie schluchzte und weinte und die Hände rang!

Mehr als ein Jahr war wiederum vergangen.

In dumpfer Apathie lehnte Gertrud Erdanger an dem Fenster derselben kleinen Wohnung, die sie damals bezogen und die sie jetzt verlassen mußte, ohne zu wissen, wohin sie gehen sollte.

Morgen war schon der zweite Vierteljahrstermin, an dem sie die Miete nicht bezahlen konnte. Freundlich hatte der Wirt ihr die erste gestundet und sie nie gemahnt. Hätte er es aber auch

gethan, sie würde nichts gehabt haben, es war ihr unmöglich, vier Kinder zu ernähren mit ihrer Handarbeit; jetzt hatte sie weiter nichts mehr von ihm zu erwarten, als die Forderung, die Wohnung zu verlassen.

Sie hatte alles verkauft, was sie noch besaßen, das Sofa war fort, die Schränke, ihr Schmuck und ihre Kleider; die Armut, die Misere, welche es aufgiebt, gegen den Strom zu schwimmen, starrte ihr aus jedem Winkel entgegen.

Das Schlimmste war eingetreten, sie hatte sich selbst aufgegeben.

Dazu war es ihr unmöglich, ihre Freunde um Hilfe anzusprechen. Solange diese freiwillig kamen und brachten, was ihnen gut schien, nahm sie mit tiefer Dankbarkeit die Almosen an; wie das aber im rasch flutenden Leben geht, alle diese Freunde waren vielfach in Anspruch genommen, sie vergaßen, an Gertruds Not zu denken, verließen sich einer auf den anderen, und als dann im vorigen Herbst der gute, alte Pfarrer plötzlich starb und seine Witwe zu einer verheirateten Tochter zog, da war sie ganz allein geblieben.

Ganz allein?

Doch nicht. Der Oberst schrieb ihr einmal — zweimal — immer wieder. Er war auch selbst gekommen, zweimal sogar, aber Gertrud erkannte seinen Schritt auf der Treppe, hüchelte zur Thür und schob den Kiegel vor, und dann stand sie herzklopfend, horchend, bis er wieder ging.

Was sie aber in diesen Minuten fühlte, wer beschreiben es? Da, jenseit der Thür war das freundliche, helle Wohlleben für sie und ihre Kinder. Sie brauchte nur zu öffnen, nur „ja“ zu sagen, und all die grauenvolle widrige Dürftigkeit verschwand.

Und war der Oberst nicht ein sympathischer, feiner, vornehmer Herr?

Mochte sie ihn nicht früher, ja noch jetzt im Grunde ganz gut leiden?

Wäre es ihr nicht ein Wohlgefühl gewesen, mit ihm zu verkehren, wie einst, wenn er noch heute so vor ihr stand wie damals, als Harald noch lebte und sie im Glück war?

Aber, das war eben nicht der Fall.

Er hatte ihr im letzten Briefe geschrieben: „Sie wundern sich über meine Hartnäckigkeit, schöne Frau? Widerstand reizt, wenn Sie das noch nicht wissen sollten, was ich bei Ihrem kindlichen Sinn für nicht unmöglich halte. Ueberlegen Sie sich doch, wie unnützig dieser Widerstand ist, teure Gertrud. Wie lange wollen Sie es noch aushalten? Zuletzt sinken Sie ja doch an das Herz, in die Arme des Mannes, der Sie mehr liebt, als er selbst für möglich gehalten. Ich sehe Sie an, quälen Sie sich und mich und vor allem Ihre Kinder nicht länger.“

Von Liebe sprach er da, ganz keck und offen, von Heirat keine Silbe!

O, wenn er sie jetzt hätte heiraten wollen, dann hätte sie „ja“ gesagt. Vor einem Jahre wäre ihr das unmöglich gewesen, heute hätte sie es gethan, und doch wußte sie, es wäre ein Verkauf ihrer selbst gewesen, eine Dual ohnegleichen. Aber der Hunger ist auch eine Dual ohnegleichen, und sie hätte mit dieser Heirat ihre Kinder, Haralds Kinder gerettet. Aber sie wußte ja genau, er hatte es selbst gesagt, der Oberst dachte nicht an Heirat und ...

Selbst in ihrem heutigen Elend sprang sie stolz empor, und ihre Augen blitzten.

Meine Ehre? Nie und nimmer! Lieber sterben! Warum auch nicht sterben? Der Tod war ja ein süßes, tiefes Vergessen — und das Sterben? War es denn wirklich so schwer?

Sie dachte nach. Ach, schlimme Wege gingen ihre Gedanken! Wolkonder war ihr auch böse; er that ja überhaupt nur, was er mußte, für seine Mühen, nur die Pflicht, kein Jota mehr. Aber er war wohlwollend für sie gesinnt, und als sie des Obersten Anerbieten zurückwies, da geriet er in hellen Zorn.

Könnte sie ihm sagen, warum sie es that?

Draußen knarrte ein Kinderwagen heran; längst hatte sie kein Mädchen mehr; Ida und Gustav führten die beiden Kleinen im Garten umher.

Wie sie alle dürftig und verkommen aussahen!

Gertrud hatte in den letzten Wochen alles gehen lassen, wie es eben ging; jetzt wurde sie plötzlich glühendrot vor Scham über den Zustand, in dem ihre Kinder waren; schon flogen ihre Blicke umher, ob auch die Nachbarn nicht sämtlich aus den Fenstern nach ihnen schauten? Dann sah sie sich eben so sehen in der Stube um.

„Gott, o Gott!“ schrie sie auf und schlug die Hände vor das Gesicht. Ueberall Unordnung, Verkommenheit! Sterben mußten sie alle — sterben! So konnten sie nicht weiter leben, und Brot schaffen konnte sie auch nicht.

Inzwischen waren die Kinder die Treppe heraufgekommen. Ida trug das jüngste Schwesterchen auf den Armen, Gustav führte Hetta an der Hand.

Fröhlich stürzten sie ins Zimmer.

Gertrud hatte sich Zwang angethan.

Sie stand mitten in der Stube, und die heiße Liebe zu den Kindern, zwischen denen ihr Herz noch immer keinen Unterschied machte, brach hervor.

„Unsere Mutter! Unsere liebe Mutter!“ Damit hingen sie an ihrem Halse, ihren Armen, ihrem Kleide.

Diese gegenseitige, immer gleiche Zärtlichkeit war das einzige Labial der unglücklichen Frau in ihrer Not gewesen.

„Der Tod wäre das Beste für uns alle!“ dachte sie wieder und herzte und küßte sie in leidenschaftlicher Aufregung.

„Wir sind so hungrig!“ rief Klein-Hetta.

Da war wieder der Hunger, der die Mutter nie zu Ruhe und Raft kommen ließ.

Trocknes Schwarzbrot hatte sie, mehr nicht, auch davon kaum genug.

Die Kinder sahen auch körperlich elend und bleich aus.

„Der Tod wäre ein Segen für sie, was wird dies Leben ihnen geben?“ dachte sie wieder bitter.

Und die Miete fiel ihr ein. Eine gräßliche Angst überkam sie.

„Ins Armenhaus wird man uns schicken!“ sagte sie sich verzweifelt.

Lieber sterben! Lieber sie alle tot! Ein sonderbares Gefühl überkam sie, eine Sterbensfreudigkeit, eine heiße Sehnsucht nach Ruhe und zugleich eine angstvolle Eile, mit fester Entschlossenheit gepaart.

„Gustav, haben wir noch Kohlen?“ fragte sie.

„Ja, Mama, noch genug für drei Tage, aber das Wetter ist ja so schön warm?“ war die Antwort.

Sie ging dennoch selbst, nach den Kohlen zu sehen. Gottlob, es waren mehr als genug.

Nun ging sie wieder hinein, sie brachte einen Kübel mit Wasser mit sich, die Kinder zu baden. Erst das kleinste, dann die größeren. Alle sollten sie sauber in frischen weißen Hemden im Bett liegen — tot — schmerzlos, ahnungslos hinübergegangen.

Ihre Augen blickten heiß und trocken, eine seltsame, kalte, kalte Ruhe erfüllte sie.

„Wir wollen einen süßen, zärtlichen Abschied feiern, dachte sie fast freudig, nahm die kleinste auf den Schoß und schlang die Arme um die drei anderen.“

„Meine Kinder! Meine lieben, lieben Kinder!“ Sie küßte sie zärtlich und küßte sie immer wieder.

Dabei aber kamen ihr doch nun Thränen, und ihr Herz wurde weich.

Nein, sie konnte diese fröhlichen, jungen Leben nicht dem Tode überliefern.

Wenn sie allein stürbe? Dann nahmen sich gute Menschen ihrer Kinder an!

Aber allein? Und nun kam ein schrecklicher Trennungsschmerz über sie.

Da plötzlich durchdrang ein gellender Schrei das kleine, leichtgebaute Haus, und zugleich ein schwerer Fall.

Sie sprangen alle zusammen erschreckt auf.

„Das ist unten bei Frau Fliesner!“ rief Ida.

Jetzt hörten sie nichts mehr.

„Spring hinunter, Gustav! Doch nein, laß, ich will selbst!“ Und indem sie die Treppe hinabstieg, dachte Gertrud:

„Wer wird sich schühend und schirmend meines braven Jungen erbarmen, wenn ich tot bin?“ Sie hatte ihm einen möglichen schlimmen Anblick ersparen wollen, das war ihr erster Impuls gewesen.

Sie klopfte an Frau Fliesners Thür — ein jämmerliches Wimmern und Weinen antwortete ihr.

Nach trat sie ein. Da lag die lahme Frau an der Erde, nicht ohnmächtig, aber so erschreckend bleich, das Gesicht schmerz-entstellt, unfähig zu sprechen.

„Frau Fliesner? Was ist? Wie war das möglich?“ rief sie und kniete neben der alten Frau, die sich stets gehässig und unfreundlich gegen sie gestellt, weil ihr der Kinderlärm zuwider war.

„O Gott! Wie gut, daß Sie kommen!“ ächzte nach einer Weile die sichtlich schwer Leidende. Gertrud hatte ihren Kopf sanft an ihre Brust gezogen und trocknete mit linder Hand die Thränen, die über das alte Gesicht flossen. Die Frau lag schwer, ganz reglos und unfähig, sich zu rühren, in ihren Armen.

„Den Doktor!“ stöhnte sie.

Gustav lief ohne Befehl der Mutter; sie winkte Ida, sich mit den beiden Kleinen zurückzuziehen.

Es dauerte eine unendliche Zeit, bis der Arzt kam, und Gertrud hielt unterdes die immer schwerer stöhnende Frau in den Armen, obwohl der Rücken sie schmerzte, als wolle er abbrechen. Sie durfte keine Bewegung machen, ohne daß die Alte einen grollen Schmerzensschrei ausstieß.

Nach der ersten Untersuchung mußte Gustav wieder zum Chirurgen laufen, als dieser dann atemlos anlangte, konnten sie erst die Frau Fliesner aufheben, und dann bestätigte sich, die Unglückliche hatte sich die Hüfte und das Bein gebrochen, da sie bei ihrem sehr mühsamen Gehen ausgeglichen war.

„Wir brauchen eine Krankenwärterin. Gehen Sie nur gleich im Kloster vor,“ sagte der Doktor zu dem Chirurgen.

„Ich will keine! Ich kann die schwarzen Raben nicht leiden, die wie Totenvögel am Bett hocken!“ schrie die Patientin in großer Erregung.

Sie hatte in all ihren Schmerzen noch immer Gertruds Hand nicht losgelassen.

„Bleiben Sie bei mir! Gehen Sie nicht fort! Sie haben eine so sanfte Hand. Ich bezahle es, ich will Sie gut bezahlen!“ drang sie aufgeregt in Gertrud.

„Ja, ich bleibe!“ nickte diese.

„Wieviel fordern Sie?“ fragte Frau Fliesner, die als überaus geizig bekannt war.

Bewirrt und mit heißem Erröten wußte die junge Witwe nichts zu sagen.

Der Chirurg kannte sie aber, ohne daß sie es wußte, aus ihren früheren Verhältnissen, und ehe Gertrud es verhindern konnte, sagte er bestimmt: „Den Tag einen Thaler! Und wenn Ihnen das nicht paßt, so ist da ein Platz bei der Frau Präsidentin Bodener, die giebt gern das Doppelte für solche Krankenpflegerin.“

„Ich habe ja noch nicht gesagt, daß ich's nicht will!“ gab bisfing die Alte zurück. Trotz aller Schmerzen war sie reizbar und ärgerlich wie immer.

So blieb Gertrud, nachdem sie schnell ihre Kinder benachrichtigt und Ida das Waschen der Geschwister aufgetragen.

Ihr war unsäglich froh zu Mute. Den Tag einen Thaler! Ihre Kinder sollten also leben! Sie konnte ihnen einmal wieder Fleischnahrung geben, und sie konnte dem Hauswirt, wenn er nur etwas Geduld noch haben wollte, jetzt die Miete zahlen. Welches Glück! Wie dankte sie Gott!

Es wurde eine schwere, monatelange Krankenpflege. Frau Fliesner war keine lebenswürdige Patientin, aber was kümmernten Gertrud ihre Verdrießlichkeiten, ihre Kinder hatten Brot.

Wie sie es fertig brachte, für ihre Kleinen immer noch ein Auge, eine hilfreiche Hand zu haben, wie sie die Stunden von Frau Fliesners Schlaf benutzte, ihnen gute Suppen zu kochen, ein halbes Stündchen heimlich mit ihnen zu tosen, oft nur nachts eine Minute an ihre Betten zu schleichen, sie wußte es selbst nicht, aber sie brachte es fertig. Und selbst, nichts mehr von der Apathie lag auf ihr, die sie in letzter Zeit an den Abgrund getrieben; sie war frisch und freundlich und voll Arbeitskraft.

Die wunderliche alte Frau, die viele Schmerzen zu leiden hatte, gewöhnte sich an sie, gewann sie lieb und wurde ihr dankbar. Bald war Gertrud ihr unentbehrlich, ja um Gertruds willen duldete sie das Baby zuweilen in ihrer Stube,

und, o Wunder, die Langeweile des Krankenlagers ließ sie zerstreuen finden am dem Kinde.

Sie war eine wohlhabende Frau, und so geizig sie auch sich nach außen zeigte, sie hatte eine große Vorliebe für gutes Essen.

Gertrud mußte unter ihrer Anweisung allerlei besondere Delikatessen kochen und braten, guten Wein hatte der Doktor ihr verordnet, und sie war anständig genug, Gertrud an allen diesen kleinen Freuden ihres Krankenbettes teilnehmen zu lassen.

Sie blühen ordentlich auf, Frau Erdanger! Ihnen hat die gewohnte gute Kost gefehlt!" sagte sie oft.

Nach und nach stellte sich ein gewisses Vertrauen zwischen beiden her; Gertruds Herz floß über, und Frau Fliesner war es, als lese sie einen fesselnden Roman. Aber sie weinte nicht nur vor tiefer Rührung, sondern sie schalt Gertrud auch, zeigte ihr, wie sehr verkehrt sie bisher gehandelt.

Statt das Leben derb zwischen die Hände zu nehmen und sich umzuthun, setzen Sie sich dahin und wollen vier Kinder mit Stücken ernähren? Sie müssen schöne Freunde gehabt haben! Das sollte ich gewesen sein! Ich an Ihrer Stelle hätte mir einen Laden gemietet und lieber Schnaps geschickt, als solch eine Zammereizitzenz ertragen. Na, Sie brauchen nicht zu schreien; ich sage Ihnen, eine Schnapschenke wäre besser gewesen! Man muß auf die Fehler der Menschen rechnen, dann kann man sein Schäfflein immer scheren! Aber wenn's Ihnen nicht paßt, es braucht ja nicht gerade Schnaps zu sein. Sehen Sie sich doch nur um; tausend Menschen spekulieren auf den Magen der anderen, auf die Genußsucht. Andere auf die Ohren, die machen ihnen Musik, noch andere auf die Beine, tanzen will die Jugend immer, und dann gucken Sie sich doch mal die vielen Läden in der Stadt an, die liebe Eitelkeit will täglich ihren Zucker haben! Wären Sie 'ne fixe Putzmacherin geworden, mit 'nem schönen Laden und teuren Preisen, dann müßten sich Ihre Putzmachermamsells für Sie quälen, und Sie selbst bräuchten nur die ganze Woche Strohholz zu raspeln, und je garstiger das Gesicht, je reizender fänden Sie es in einem Hut von Ihnen. Sonntags aber stolzierten Sie selber in Sammet und Seide, und Ihre Jda trüge einen Federhut! Ja, gucken Sie mich nur nicht so an! Ich sage, was wahr ist! Und zu spät wär's heute noch nicht; aber freilich, ein Anlagkapital gehörte dazu und eine gute Freundin, wie ich, die Ihnen sagt, wie man mit Speck Mäuse fängt."

Dieses Thema wurde zuletzt Frau Fliesners Lieblingsunterhaltung in der Langeweile ihres Stiehbettes, und wie der Tropfen den Stein höhlt, so wandelte sich Frau Gertrud Erdangers unpraktischer Sinn in einen ruhigen Realismus, der in ihrer von der Not bearbeiteten Seele einen günstigen Boden fand.

Freilich, die Schwierigkeiten waren fast unüberwindlich, die sich ihr boten.

„Schwierigkeiten? Wie so? Gar keine!“ dekretierte Frau Fliesner, „und wenn ich nur so könnte, wie ich möchte, so sollte es schon gehn!“

Da kam eines Tages Jda mit rotgeweinten Augen von der Schule zu Haus.

Sie hatte einen Strafzettel bekommen, mit dem Befehl des Lehrers, denselben von ihrem Vormund unterschreiben zu lassen.

In Thränen zerfließend war sie zu Herrn Wolkonder gegangen und hatte das Unheilspapier, vor Scham vergehend, ihm präsentiert.

Was? Auf die Arbeiten wurde im Hause nicht geachtet? Was? Jdas äußere Erscheinen bildete einen peinlichen Gegensatz zu dem zielreichen Anzuge der übrigen Schülerinnen?

Und was hörte er da? Die Mama konnte sich um ihre Kinder nicht so wie sonst kümmern, weil sie bei Frau Fliesner war? Was that sie denn da? Krankenpflege? Und ihre eigenen Kinder pflegte sie nicht?

„Ja, da hört denn doch aber alles auf! Na, sag deiner Mutter nur, ich käme heute nachmittag!“

Und schweigend und pustend erschien denn auch Herr Wolkonder, bis oben hin geladen von Vorwürfen und bitteren Pillen, betreffs der schönen Stelle beim Herrn Oberst.

An Frau Fliesners Lager hatte Gertrud Zeit gefunden, mit der Nadel die Schäden auszubessern, die in ihrer und der Kinder Garderobe sich nur zu bemerklich gemacht. Wie ihre Stimmung gehobener war, so begrüßte sie auch insolge der mit ihr vorgegangenen inneren Wandlung Herrn Wolkonder sicherer als sonst, und er sah in dieser Veränderung bei seiner Voreingenommenheit nur, wenn nicht den Leichtsin, so doch die Leichtlebigkeit ihrer früheren Tage.

Wie erkannte er aber, als ihm die früher so geschäfts-unkundige, unpraktische Frau heute mit ruhiger Energie entgegentrat, sobald er ihr Vorwürfe zu machen sich anschickte.

„Wenn Sie mich tabeln wollen, Herr Senator, so tabeln Sie es nicht, daß ich meinen Kindern das Brot verdiene, wie und wo sich mir eine anständige Möglichkeit dazu bietet. Gesetzt habe ich aus Weltkenntnis und Unerfahrenheit. Das soll anders werden! Sie sagten mir mehrfach, daß die Steinbrüche nicht verkäuflich seien, wohl aber später wertvoll werden könnten; nun, Frau Fliesner will mir darauf tausend Thaler leihen. Die Erhaltung meiner Kinder bedingt diese Anleihe, ich war gestern beim Obervormundschaftsgericht, dort fand mein Plan Zustimmung. Und wenn es mir gelingt, auf diesem neuen Wege zu leben, so soll meine Jda auch stattdlicher gekleidet werden und nicht mehr als Kindermädchen jede Stunde, die sie im Hause ist, verbringen! Wer darf sich wundern, daß ich Verwöhnte, Unerfahrene bis an die äußerste Grenze der Verzweiflung getrieben wurde? Wer hat einen Finger gerührt, mich zu retten? Der Oberst? O ja, doch schweigen wir von dem! Die kranke, alte Frau dort unten, eine mangelhaft gebildete, schlichte Bürgerfrau mit Anschauungen und Eigenheiten, die für Leute unserer Lebenssphäre wenig sympathisch sind, sie hat das Herz und den Kopf auf dem rechten Fleck, sie lehrte mich nicht nur meine Fehler und Mißgriffe erkennen, sondern sie bot mir neben dem guten Rat auch die Mittel, mir zu helfen. Und sehen Sie, Herr Senator, Sie kamen, um über mich Unglückliche die Schale Ihres Bornes und Ihres Tabels auszugießen, aber daß eine Frau in meiner elenden Lage dem Hunger — buchstäblich dem Hunger preisgegeben sein würde, wenn man sie mit vier Kindern sich ganz selbst überließ, das haben Sie doch wohl nicht bedacht?“

Der Senator Wolkonder stand ganz wortlos vor der

ruhig und gefaßt sprechenden Frau, deren äußere Beherrschung dennoch dem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch nur eine größere Bedeutung gab.

Daß sie ihm seine Vorwürfe zurückgab, beachtete er kaum vor grenzenlosem Erstaunen über die Wandlung, die mit dieser Frau vor sich gegangen war.

Auch äußerlich! Sie war nicht mehr die reizende, blüthenfrische Gertrud Erdanger, die ihrem Gatten Harald vom Balkon entgegenlachte, sondern eine fast überschlanke, hagere Frau mit abgemagertem Gesicht und scharfen Zügen und mit Augen, die größer geworden, auch einen ganz andern, sozusagen rechnenden Blick bekommen hatten. Aber auch das war nicht alles, was sie so veränderte. Jetzt — jetzt sah er's. Großer Gott! Sie war fast weiß geworden, ihr braunes, schönes, volles Haar hatte einen völlig silbernen Schimmer bekommen!

Sie bemerkte seinen Blick.

„Ja!“ sagte sie, und ein schmerzvolles Zucken flog über ihr Gesicht: „Ergraut! So früh! Wenn mein Harald das wüßte!“

(Schluß folgt.)

Das Osterfest in Rußland.

Von Friedrich von Hellwald.

Nachdruck verboten.

Wenn ginge das Herz nicht auf, wenn er das freundliche Wort Ostern hört? Ueberall im weiten Reiche der Christenheit ist Ostern ein frohes, ein heiteres Fest, das die düstere Charwoche und die vorangehende Fastenzeit zum Abschlusse bringt. Nirgends wird es aber vielleicht höher gefeiert als in Rußland, dessen Fastenzeit sich von jener der katholischen Kirche sehr stark unterscheidet. Die griechische Kirche untersagt nämlich nicht nur Fleischspeisen, sondern auch Milch, Eier und Butter, selbst an den zwei gewöhnlichen Fasttagen der Woche — Mittwoch und Freitag — während der großen Fasten aber auch noch den Fisch. Im Rufkleide, das ehrwürdige Haupt in Mische, betend und fastend bereitet sich die uralte Kuppelstadt der Russen, Moskau, die Metropole des Zarismus auf die Osterfreude vor, ein Volksfest im wahren, großartig heiteren Sinne. Es ist ein naiver Kinderjubiläum, ein buntes Feiertagssträumen, wenn der Sonntag des Lazarus herannahet. Damit der zaghafte Darber im stillen auch seinen Teil am Erlösungsfeste für alle habe, streut ihm, wie R. von Vincenti berichtet, eine unbekannte, echt wohlthätige Hand reiche Gaben in das Asyl seiner Sorge; der Zauberstab der Milde berührt die Pforten der Schulgefängnisse, und auch diesen Unverbesserlichen aller Sünden werden ihre „Schulden“ um des „Auf-erstandenen Willen“ vergeben. Inmitten des hochentwickeltesten kirchlichen Lebens in der Charwoche macht sich auf allen Märkten und Plätzen der Stadt, besonders aber auf dem prächtigen Krasnaja-Platz, vom Palmsonntage ab ein großer Ostermarkt geltend: die Fleischer schmücken ihre Hallen und hängen eine Unmasse von Schinken aus; an allen Straßenecken stehen Tische, die unter der Last von Käsen mit roten Stereieren, Bergen mächtiger runder Osterfuchen, „Kulitschi“ genannt, aus Quarz geformten Pyramiden und Osterlämmern zusammenzubrechen drohen.

Der Gebrauch, sich mit bunten Eiern zu beschenken, ist uralte. Schon die alten Slaven thaten dies am Feste Letnize oder im Lenz, und auch heute noch geschieht dies von Hoch und Niedrig, vom Zaren bis zum Bettler. Am imposantesten soll die Osternacht-Feier im Prachtbome des Tschudowaklosters sein und vor dem Wunderbilde hoch am Thorbogen giebt's ein Kreuzigen, Berneigen, Kniebeugen und Hauptentblößen ohne Ende. In der Klosterkathedrale harret ahnungsvoll, schweigend die Menge auf den Knien. Hinter dem düstigen wachsenden Silberstieher der geheiligten Thüren, welche zum Sanktuarium hinter der Bilderwand führen, der sogenannten „zarischen Pforte“, giebt's ein geheimnisvolles Weben. Jetzt tritt der Diakon aus der einen Seitenthür der Bilderwand und, mit der Linken das lange, goldgestickte Schulterband erhebend, ruft er, daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne. Darauf erscheint, von drei dienenden „Diatscho“ (Ministranten) gefolgt, ein Priester aus der andern Seitenthür, mit der wichtigen, juwelenstrotzenden Bibel beladen, deren Gewicht den kräftigen Mann förmlich niederdrückt. Es folgt nun ein ebenso schnelles wie gedankenloses Hertragen endloser Textstücke, welches, durch allerhand rituelle Formalitäten von der pomphaftesten Angelei unterbrochen und von unzähligen „Herr, erbarme Dich“ durchflagt, zum schönen melodiös herniederrauschen, zerfließt der Schleier der Zarenpforte und der wunderbar geschmückte Altar des Allerheiligsten strahlt den Gläubigen entgegen. Die Seitenthüren springen auf, heller noch erglöh ein Teil der Bilderwand vom herausströmenden Lichtschein, und die Diatscho mit brennenden Kerzen voran, erscheint der brokattstarrende Priester schwarm mit Brot und Wein, dann zuletzt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher. Mit strahlenden Bannern und wunderthätigen Gnadenbildern machen sie dreimal die Runde des Tempels und halten dann vor der Zarenpforte, wo der Diakon das Gebet für den Kaiser und seine Familie spricht. Nachdem sie wieder ins Heiligtum zurückgekehrt, kniet der Oberpriester vor dem Altare nieder und betet, daß die Verwandlung vorgehe, der Herold aber ruft mit gewaltiger Stimme: „Geht hinaus, Ihr Ungläubigen, sodas kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir Gläubigen wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten!“

Wir gehen, doch dumpf schlägt's plötzlich in der Luft und vom gigantischen Palastturm des schrecklichen Zwan ertönt die alte, hochberühmte Glocke. Auf dieses Zeichen, welches das lange Schweigen der unzähligen Glockenstimmen Moskaus feierlich löst, schütteln alle großen und kleinen Glockenträger ihre Häupter und erklingen zu einer wildverworrenen Melodei von brummenden, kreischenden, brüllenden und schellenden Tönen. Von den sieben Kathedralen des Kreml braust es volltönig dazwischen von den Klängen der Auferstehungshymne, und im Dome des Erzengels Michael steigen die Priester platt am Boden vor dem Altare und aus den Ikonostasthüren tauchen wieder die schimmernden Gestalten der Prozessionsführer. „Christos woskress“ (Christus ist auferstanden), mit der Antwort: „Wojstinni woskress“ (Wahrlich, er ist auferstanden), erschallt es von allen Lippen, und bei dem magischen Worte öffnen sich

alle Arme und schließen sich wieder über Bruderherzen. Und fort von Mund zu Mund fliegt die freudige Botsung als Begrüßungsformel.

Wenn die Familie am frühen Morgen nach dem Gottesdienst der Osternacht nach Hause zurückkehrt, so wird der vorher in der Kirche geweihte Kulitsch angeknüpft, der selbst auf dem Tische des Abendmahls nicht fehlen darf. Die Fasten sind vorüber, und im Palast wie in der Hütte wird das Osterfrühmahl gehalten: für den einen ist es ein üppiges Mahl, für den andern ein bescheidenes — in jedem Hause aber ohne Unterschied ist der Tisch gedeckt, um „die Fasten zu beschließen“. Das Glockengeläute wird mit kurzen Unterbrechungen während des ganzen Osterfestes, d. h. eine Woche lang fortgesetzt, die öffentlichen Volksvergünstigungen beginnen aber erst am vierten Tage. Die ersten drei Tage sind der russische Bairam und gehören der Familie. Am vierten beginnen die öffentlichen Lustbarkeiten, denen sich das Volk mit ausgelassener Freude hingiebt. Den Mittelpunkt dieser Belustigungen, sagt Vincenti, bildet die breite schöne Rowinskystraße, deren Mitte durch Palissadenstrahlen von den beiden Seiten getrennt ist, wo ein Korso für die vornehme Welt eingerichtet ist. Innerhalb der Schranken sind Hunderte von prächtig decorierten Schau- und Krambuden aufgeschlagen, vor denen die bunte Menge verkehrt, während die Prachtgepanne der Reichen das belebte Bild umkreisen. Die ganze Woche ist bei den Kaufleuten offenes Haus, denn sie stehen in Wohlthätigkeitswerken in Rußland an der Spitze der Nation. Scharen von Dürftigen, insbesondere Kinder, kann man an den Thüren der Reichen speisen sehen. Ein rührend schöner Gebrauch in der Osterwoche ist auch die Vogelbefreiung. Ueberall begegnet man Vogelhändlern mit einer hochgetürmten Käfiglast, aus der es gar traulich herauszwischert. Jedem bieten sie ihre gefangenen Sänger zum Verkaufe an, damit an ihnen das Befreiungswerk geübt werde. Wo sich eine Gruppe bildet, sind es meist zaghafte Kinderhände, welche die Käfige öffnen und den Ausflug der gefiederten Gefangenen mit einem schwachen Schrei der Ueberraschung begrüßen. Wie betäubt von dem unverhofften Glücke weilen die Befreiten einige Augenblicke auf den gasplichen Dächern und Bäumen, um dann, die entwöhnten Fittiche schüttelnd, in raschem Fluge der goldenen Freiheit entgegenzueilen, während die Kinder mit glänzenden Augen nicht ohne Bedauern den Enteilenden nachschauen.

Nehnlich wie in Moskau geht die Osterfeier auch in den übrigen Landesteilen vor sich, und es soll hier der Vollständigkeit halber auf zwei von der alten Hauptstadt beträchtlich entfernte Punkte zu diesem Behufe hingewiesen werden. In Sychtomir, einer Stadt westlich von Riew in Wolhynien, beginnen die kirchlichen Vorbereitungen acht Tage vor der Osterwoche, und in frühen Morgenstunden versammelt sich am Berglande vor dem Elisabethinerkloster ein großer Kreis von jungen Mädchen und Kindern, zu denen sich auch viele Erwachsene gesellen. Dem nunmehr erscheinenden Abbe folgen die großen und kleinen Mädchen ins Kloster, wo ihre Frisuren und Beschneidungen mehrere Stunden lang dauern. Diese Vorbereitungen werden bis zu Ende der Woche fortgesetzt, wo die Kommunion der meisten Mädchen im Kloster stattfindet. In allen Tagen der heiligen Woche werden in den katholischen Kirchen der Stadt uralte Lamentationen gesungen, und am Charfreitag ist statt der Darstellung des heiligen Grabes das Tabernakel unter Blumen, Zieraten und Kerzen aufgestellt. Russen und Polen genießen während dieses ganzen Tages bis zum späten Abend keine Speise. In der Mitternacht zwischen Sonnabend und Sonntag ist die Auferstehungsfeier in der katholischen und in der russischen Hauptkirche in der letzteren, die glänzend erleuchtet ist, dauert die Feierlichkeit bis zum Morgen. Eine Prozession, an der alle Beamten und Militärs mit ihren Damen in festlichen Schmucke teilnehmen, findet innen und außen um die Kirche statt; die Priester tragen ihre prächtigsten Gewänder, und die Chorknaben singen die alten Ostergesänge, aus denen der unaussprechliche Ruf Christos woskress hervortönt. Die Hauptstraßen sind mit Lampen besetzt, und die ganze Nacht hindurch herrscht die feierlichste Bewegung, die sich gegen Morgen verdoppelt. Dann müssen alle Beamten und Offiziere zuerst dem Gouverneur, darauf allen ihren Vorgesetzten und Kollegen Besuche machen. Alle Diener und Dienerinnen begrüßen ihre Herrschaft mit Christos woskress und überreichen bunte Eier, wobei sie als Gegengeschenk Bänder, Geld u. s. w. empfangen; in den hochrussischen Häusern wird jener Gruß vom Osterkuche begleitet, den auch die niedrigsten Diener von ihrem Herrn, und die gemeinen Soldaten von ihrem General empfangen. Auch die Kinder beschenkt man meist zu Ostern, und die Diener erhalten meist ihre neuen, für das Jahr bestimmten Kleider. Die Stadt hat das feierlichste Aussehen; alle Läden sind geschlossen, da auch die Juden ihr Passahfest feiern. Am zweiten Feiertage beginnen dann die Volksbelustigungen auf einem freien Platz vor der Stadt.

Ziemlich denselben Charakter trägt das Osterfest in Tiflis in Transkaukasien; es ist dort das beliebteste Volksfest, zu welchem selbst die mohammedanischen Tataren scharenweise vom Lande herbeiströmen. Schon am Vorabend ist das Gedränge, die Bewegung auf dem Marktplatz außerordentlich; Hunderte von Osterlämmern werden zum Verkaufe ausgedoten, und mancher zerlumpte Bettler betastet sie und da ein Lamm und unterhandelt mit dem Armenier oder Tataren um den Preis. Der ganze Vorabend vergeht mit Zurüstungen zum tapfern Schmause nach Mitternacht, denn nach beendigtem Gottesdienste erwartet die Heimkehrenden ein Frühstück, und in unbeschreiblichen Massen werden delikate Schinken, das Lieblingsgericht der Georgier, verzehrt. Die öffentlichen Garküchen sind Tag und Nacht von Eßlustigen belagert; der Ostete schmaust dort mit dem Georgier, der Armenier mit dem Kosaken, freilich in einer für den verwöhnten Europäer nicht sehr appetitlichen Weise. Der Bazar und sämtliche Buden sind geschlossen. Ganz Tiflis ist in Festkleidern und wagt durch Straßen und Plätze, während auf dem Marktplatz sich die Ostereierpöcker versammeln, welche dieser Belustigung mit Leidenschaft huldigen. Bevor man den Wettkampf mit dem Ei des Gegners aufnimmt, wird dasselbe zuvor genau inspiziert und die Stärke des eigenen Eies an den Zähnen probiert. Die Kinder belustigen sich auf russischen Karussellen. Frauen und Mädchen nehmen am Feste einen mehr passiven Anteil, indem sie ihre Schönheit und ihre reichsten Kleider zur Schau tragen. Ueberall sieht man sie in Gruppen sitzen und die verschiedenen Volksbelustigungen betrachten, an welchen man übrigens Originalität und lärmende Fröhlichkeit vermisst.



Eine Vorkämpferin des Völkerfriedens.

Nachdruck verboten.

In den Kriegslärm hinein, der am Ende unseres Jahrhunderts bald an dieser, bald an jener Ecke Europas ertönt, um das Leben von Millionen zu bedrohen, hat eine mutige und kluge deutsche Frau ihre mahnende Stimme erschallen lassen: die österreichische Schriftstellerin Baronin Bertha von Suttner, deren vor zwei Jahren erschienener Roman: „Die Waffen nieder!“ eine in Deutschland geradezu beispiellose Anerkennung und Verbreitung gefunden hat. Eine mutige Frau, weil sie offen und rüchhaltlos auszusprechen wagte, was in Hunderttausenden von Herzen schlummerte, eine kluge Frau, weil jene Streitschrift, die ihrer Verfasserin für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der modernen Litteratur sichert, eine Fülle von Argumenten, Beweisen und trefflichen Gedanken gegen den Krieg enthält, wie sie wirksamer nicht wohl erdacht werden können. Ein wahrer Schatz von Perlen edelsten Geistes, innigsten Gemütes ist namentlich in ersten Teile dieses originellen und bedeutenden Buches enthalten, das getrost allen Schöpfungen zur Seite gestellt werden kann, welche unsere deutsche Romanlitteratur in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Kein Wunder, daß dieses Werk selbst im Parlament vor den Vertretern des österreichischen Volkes begeisterte Zustimmung und Würdigung gefunden hat.

Bedürfte es noch eines sichtbaren Beweises für die allgemeine Beachtung, welche dem Buche und seiner geistvollen Verfasserin in den weitesten Kreisen zu Teil geworden, so lieferte der letzte vom „Verein Berliner Presse“ veranstaltete Vortragabend ein glänzendes Zeugnis dafür. Vor einem dichtgedrängten, erlesenen Publikum, unter welchem zahlreiche Berühmtheiten des Parlamentes, des Heeres, der literarischen Welt Berlins bemerkt wurden, brachte die Dichterin an diesem Abend, dem 17. März d. J., im großen Saale des Architektenhauses einige ausgewählte Abschnitte ihres Buches, soweit sie die grünelvollen Kriegsjahren des Jahres 1866 schildern, zur Vorlesung. Frau von Suttner, eine vornehme, stattliche Erscheinung, mit überaus sympathischen, ehrlichen und klugen, dunklen Augen in ihrem energisch geschnittenen aristokratischen Gesicht, wurde bei ihrem Erscheinen mit lebhaftem Beifall begrüßt. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid mit Schleppe, jettgesticktem Dekant, hübschem Halsauschnitt und lang herabwallenden griechischen Ärmeln; dazu lange schwarze Handschuhe.

In den einleitenden Worten, welche Frau von Suttner ihrer Vorlesung vorausschickte, betonte sie, um einer falschen Auffassung vorzubeugen, daß es nicht ihre eigenen Schicksale, noch diejenigen ihrer Nächsten seien, die sie in ihrem Roman beschrieben, daß aber der Stoff wahr und durch Thatfachen bis in die kleinsten Einzelheiten wohl beglaubigt sei. Dies möge man überall berücksichtigen. Ihr nicht allzustarkes Organ hatte einen leisen Anflug Wiener Dialekts, der Vortrag war ruhig, wohlbedacht und gemessen, nur hier und da, wenn sie eine ihrer Friebsstufen anschlug, erhob sie die Stimme, und ein rauher Beiklang verriet das innere Feuer.

Frau von Suttner, geb. zu Prag den 9. Juni 1843, ist die Tochter des österreichischen Feldmarschalllieutenants Grafen Kinsky und seit dem Jahre 1876 mit dem gleichfalls als Schriftsteller wohlbekannten Freiherrn A. G. von Suttner vermählt, dessen Skizzen aus dem Ausflugs allgemeinen Interesse erregt haben. Fast ein Jahrzehnt verlebte das Paar in Tiflis, und von dort erschienen die ersten schriftstellerischen Arbeiten der Dichterin, mit B. Dufot gezeichnet. Gegenwärtig ist Schloß Harmannsdorf in Niederösterreich der Aufenthalt beider Gatten. Ihre hohe psychologische Begabung, die Kraft ihrer Darstellung und die bewundernswerte Kühnheit und Größe ihrer Ideen erwies Frau von Suttner schon in einigen früheren Romanen, der Kulturroman „Die Waffen nieder!“ hat die Verfasserin aber in einer Frage, die eigentlich nur eine Männerfrage ist, an die Spitze derer gestellt, welche die Hoffnung nicht aufgeben mögen, daß die Friedensidee doch endlich einmal verwirklicht werden wird und muß — ein Beweis übrigens auch für die völlig veränderte Stellung, welche die heutige Frau gegen früher im sozialen Leben einnimmt.

Frau von Suttner hat während ihres Berliner Aufenthaltes in wiederholter, ihr gewiß wohlthuernder Weise die besten Beweise dafür empfangen, daß ihre edlen Bestrebungen auch in Norddeutschland allgemeine Beachtung und selbst bei den Gegnern verdienten Respekt gefunden haben. Diese achtungsvolle Teilnahme wird auch ihrer fortgesetzten Thätigkeit zu gleichem Ziel, namentlich als Herausgeberin der Zeitschrift „Die Waffen nieder!“ nicht mangeln.

Gustav Dahms.

Moderne Engherzigkeiten.

Von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

III. Die Braut.

Sie kannten sich die Hälfte der haulte saison, hatten bei mehreren Dinern nebeneinander zu Tisch gegessen, in einem lebenden Bild gestanden und sechs Kotillons zusammen durchtanz. Sie hatten sich durch die liebenswürdige Vermittlung verschiedener Menufarten ihre Lieblingsgerichte gestanden und wußten, daß sie vorzügliche Partner im Walzer waren.

Affessor Werner, dessen blondes Haupthaar bereits dünner zu werden begann, erklärte Susanne Wilden für ein „reizendes, kleines Mädchen“ und machte ihr beharrlich den Hof.

Sie war neunzehn Jahre, sehr natürlich, mit frischen Farben, klugen Augen und von ursprünglicher Lebhaftigkeit, die regen Verstand verriet. Von Natur sorglos, liebenswürdig, hatte sie Freude an der Welt und die Welt an ihr. Das Mädchen war sehr unerfahren, der Mann sehr erfahren, und aus dem Grunde fanden sie Gefallen aneinander.

Armes, junges Mädchenherz, welche Tragik liegt in deiner Unerfahrenheit, die man so kleidam findet und so gewissenlos mißbraucht!

Werner war unter seinen Kameraden als ehrgeiziger Streber wenig beliebt. Die Damen aber schwärmten für ihn und nannten ihn einen „entzückenden Menschen“. Nach jedem Kotillon sah er erschauert und dekoriert aus, wie ein siegreicher Feldherr, der eine heiße Schlacht geschlagen. Er war der Löwe der Saison. Die älteren Herren prophezeiten ihm eine vorzügliche Karriere, und die Mütter freuten sich, wenn er mit ihren Töchtern sprach. Niemals versäumte er einen Pflichttanz, nie übernahm er eine Dame seiner Bekanntschaft, aber nur Susanne zeichnete er aus, auffallend, zielbewußt. Böse Zungen tuschelten, weil sie die Nichte seines Präsidenten wäre.

Kein Wunder, daß sich die kleine Susi von seiner Huldigung geschmeichelt fühlte. Sie hatte bisher wenig mit Herren verkehrt, jetzt trat sie hinaus in das bunte Leben mit einem Schatz von unklaren, ungeordneten Idealen und Gefühlen, wie sie die Badfischlektüre zeitigt. Sie hielt — wie unzählige ihres Alters — jeden Mann für einen Helden, sich selbst für eine Romanfigur und wartete ungeduldig auf die Liebe, von der sie so viel gelesen und so wenig verstanden.

In dem Wintergarten eines vornehmen Kaufmannshauses, ziemlich am Ende der Saison, gestand ihr der Affessor seine Gefühle. Sie hatten sich müde und warm getanz und flüchteten in die kühle, grüne Einsamkeit. Arm in Arm wandeln sie unter mächtigen Palmen und Farnen. Elektrisches Licht erregt die Sonne in der exotischen, kleinen Wildnis; die riesigen Blätter werfen phantastische Schatten auf den schmalen Kiesweg, und reglos, wie verzaubert, stehen seine Gräser in der feuchtwarmen, stillen Luft. Ein dünner Springbrunnen murmelt sein einförmiges Liedchen, gedämpft klingen die Tanzmelodien herüber.

Susi schweigt. Das Phantastische der Situation berührt ihre Einbildungskraft; sie hat ein wohlthätig bethommenes Gefühl, wie an der spannendsten Stelle eines interessanten Romans; ihre großen Augen haben etwas Traumhaftes, Weltfremdes. Und weltfremd sieht sie jetzt zu dem Manne auf, als er von seiner Liebe spricht, seiner Liebe zu ihr! Staunend, wortlos hört sie ihm zu. Die Wichtigkeit des Augenblicks überwältigt sie. Da ist es ja, das große Ereignis, auf das sie ahnungslos, lange geharrt.

Er liebt sie! Sie weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll; sie ist wie berauscht. Und als er sie fragt, ob sie sein Weib werden wolle, er könne ohne sie nicht leben, da sagt sie in tiefer Rührung, erröthend „ja“ und sieht ihn aus feuchtschimmernden Augen beglückt an.

Der Präsident und dessen Gemahlin heucheln mehr Erstaunen über des Affessors Antrag, als sie thatsächlich empfinden; sie haben es „kommen“ sehen. Der Onkel ist Werners besonderer Gönner; er freut sich über das offensbare Glück der Nichte und nennt sie scherzend „Frau Minister in spe“.

Die Verlobungsarten werden sofort in die Welt gesendet; Besuche gemacht, Besuche empfangen, die Einladungen jagen sich, und überall wird das neue Paar beglückwünscht und gefeiert. Susi ist ordentlich abgespannt. „Verlobtsein ist furchtbar anstrengend“ seufzt sie zu ihrem Bräutigam, der darüber lacht. Die Gesellschaft ist sein Element, und er entleidet sich tadellos seiner Pflichten. Es bleibt den Verlobten wenig Zeit zu traulichem Alleinsein: „Wenn ihr erst verheiratet seid, wird das besser“, tröstet die Tante ermutigend; auch sie freut sich heimlich auf die Ruhe nach dem Sturm.

Der Frühling kommt. Den Affessor ruft ein Kommissorium von der Seite seiner Braut, und die Präsidentin beschließt, sich mit der Nichte, die von all der Aufregung der letzten Wochen ein wenig blaß und mager geworden, in einem nahegelegenen Gebirgsbad zu erholen. Blumenbeladen reisen die Damen ab; der Abschied zwischen dem Brautpaar ist kurz, aber herzlich. Susi freut sich innerlich auf die kleine Reise, verrät es jedoch nicht, weil sie fürchtet, ihren Bräutigam zu beleidigen. Sie kennt so wenig von der Welt, die ihre rege Phantasie mit den herrlichsten Farben schmückt.

Das kleine Bad liegt idyllisch zwischen bewaldeten Bergen. Ein klarer Bach zieht, wie ein guter Gedanke, durch die sonnige, liebliche Landschaft; die Häuschen sehen zierlich aus, wie kleine Freundentempelchen. Die beiden Damen nehmen Wohnung in einem hochgelegenen Schweizerhaus mit alten Tannen vor der Thür und einem Fernblick hinein ins blaue, leuchtende Land.

Während die Präsidentin über die schlechten Spiegel klagt und die verschlossene Chaiselongue probiert, tritt das junge Mädchen hinaus auf den Holzbalkon, der sich um die ganze Etage zieht. Mit schönheitsstrunkenen Augen schaut sie in die Ferne, o Gott, wie himmlisch ist deine Welt! Sie faltet unbewußt die Hände und überläßt sich ihren Gedanken.

Ein fremdes Gefühl überkommt sie, als sei ihre Seele losgelöst von allem Körperlichen, als schwebte sie in selbstgenügendem Allein über der Welt. Ringsum die beredete Einsamkeit der Natur! Ein Lufthauch — die Tannen bewegen ihre herabhängenden Äste; eine Grasmücke singt in einem über und über blühenden Rosenbusch — auf der Wiese weiden ein paar Ziegen, und der Hirtenjunge liegt barfuß im Gras, die Knie hochgezogen, die Hände unterm Kopf und pfeift.

Friede, Stille, Einfachheit! Nirgend's gepuzte Leute mit

Phrasen auf den Lippen und gekünstelter Menschenliebe. Susi dehnt plötzlich in behaglicher Ungezwungenheit ihre kräftigen Glieder; ihr ist wie einem Vogel, der sich in wiedergewonnener, neuer Freiheit auf seine Flügel besinnt, die er vergaß, weil er sie nicht benutzen durfte! Und sie jubelt mit ihrer gluckenden, jungen Stimme hinein in die freie Natur, daß die Grasmücke erschrocken schweigt und der Hirtenknabe neugierig seinen schluchblonden Kopf aus der Wiese hebt. Am Abend schreibt sie eine begeisterte Schilderung an ihren Verlobten, nur eine Postkarte; zum Briefe hat sie keine Zeit, sie muß die Sonne untergehen sehen.

Nun beginnen herrliche Tage für das junge Mädchen. Während die Präsidentin bei weitoffenen Balkonthüren auf der Chaiselongue liegt und Romane liest oder handarbeitet, durchstreift Susi die Gegend. Sie braucht nur über die Wiese zu gehen, dann ist sie im majestätischen alten Hochwald. Alles duftet nach Harz. Erdbeeren und Glockenblumen blühen zwischen Farnen und Moosen. Stundenlang, die Hände unter dem Kopfe, den Hut neben sich, liegt Susanne am Waldrand und sieht in die Tannenzwiesel, durch deren Grün der Himmel blaut. Herz und Seele werden in ihr wach, neue Gedanken beginnen sich zu regen, alte Empfindungen, die Tanzmusik und Gaslichtzeitigten, fallen ab wie die alten Nadeln von den kräftigen Tannen. Susi fängt an, sich selbst zu studieren. In der Größe der Natur formt sich der Begriff ihrer eigenen Kleinheit. Innere Einkehr wird zur Selbstkritik. Von ihren Gedanken überwältigt, stürmt sie nach Haus und schreibt in sehndem Bedürfnis nach Aussprache zehn Seiten an ihren Verlobten. Wie ungeduldig harret sie der Antwort, die ihr Aufschluß über manche Frage bringen soll! Und was entsetzt statt dessen der erhoffte Brief? Alltägliches aus Werners Leben — Mitteilungen über L. oder B., die sie kannte — einige Liebesworte; über das, was ihre Seele bewegt, gleitet er mit einem Scherzwort „keine Phantastin“ hinweg.

Susi zerkrümelte den Brief und wirft trachend die Thüre hinter sich zu, dann geht sie singend die Treppe hinunter. Sie will sich selbst glauben machen, sie habe jedoch keine Enttäuschung erlitten, im Gegenteil — sie sei in recht fröhlicher Stimmung. Bis zum Wald reicht ihre abgetrocknete Fassung, dort wirft sie sich ins Moos und weint, schrankenlos — ungestüm jene heißen, bitteren Thränen, welche eine feurige Seele weint, die — ratlos in ihrer Jugend — im sehndem Drang nach Erkenntnis vergeblich um Hilfe rief. Seit der Zeit werden Susis Briefe kürzer und minder häufig; ein Wittstiller fecht selten zu verschlossenen Thüren, noch seltener zu verjaagtem Verständnis zurück.

Eines Morgens bringt das anmutig helle Lachen einer Frauenstimme durchs offene Fenster an Susis Ohr. Sie steigt, lauscht und sieht forschend hinaus — auf der Wiese vor dem Haus, dicht neben dem Rosenbusch, sitzt ein Mann vor einer Staffelei, an seiner Seite eine jugendliche Frauengestalt in lüchtem Kleid. Sie plaudern und lachen und wenden Susi den Rücken. Wer mögen die beiden sein? Rasch läuft sie die Treppe hinunter und bleibt neugierig, ungeschlüssig hinter den Fremden stehen; der große Haushund schnüffelt sich vertraulich an sie — da wendet die Dame den Kopf.

Ein Moment sieht sie frappt in das gebräunte, lebhaftes Mädchen Gesicht mit den schichtern fragenden Augen, dann steigt ein herzgewinnendes Lächeln über ihr sympathisches Antlitz. „Guten Morgen, mein Fräulein“, nickt sie fröhlich, „wir sind wohl Hausgenossen in der Sommerfrische?“ Die Bekanntschaft war gemacht.

„Heute habe ich entzückende Menschen kennen gelernt“, schrieb Susi abends enthusiastisch an ihren Verlobten; „sie wohnen mit uns in einem Haus. Der Mann ist Landschaftsmaler und die Frau, o die Frau! Ich habe nie eine so sympathische Dame gesehen. In ihrer Nähe wird einem warm ums Herz, wie in der Frühlingssonne. Und wie die beiden sich lieben!“

Von nun an war Susi nicht mehr allein. Ihr unbewußt vereinamtes Herz hing bald mit begeistertester Freundschaft an dem feinfühlernden Künstlerhepaar, das seinerseits des Mädchens große, unverkümmerte Natur, ihre ehrliche Geradsicht herzlich lieb gewann. Ihre Seelen kamen einander entgegen. Es lag ein Zauber der Zufriedenheit, eine psychische und geistige Harmonie über dem Ehepaar, wie sie nur den Vorgeschiedenen dieser Welt eigen.

Und Susi konnte schwärmen, sagen, was sie fühlte und dachte — stets wurde sie verstanden oder mit leiser, liebevollem Verständnis zurechtgewiesen und gefördert. Ihre Wissbegierde, ihr elementarer Drang nach Vervollkommenung wurde angefaßt und genährt, wie ein heiliges Feuer. Es ging eine Veränderung mit ihr vor; ihre lang zurückgehaltene Natur reifte und klärte sich.

„Wie haben Sie einander eigentlich kennen gelernt?“ fragte Susanne nach eines Tags ihre Freunde.

Der Mann lachte: „Das war sehr komisch; ein Frosch wurde zum Dolmetscher unserer verwandten Seelen.“

„Ein Frosch?“ Sie staunte.

„Ja, ein ganz gewöhnlicher Frosch. Ich saß am Atelierfenster — meine Wohnung lag in der Vorstadt — mir gegenüber breitete sich eine feuchte Wiese aus. Auf der Fahrstraße fuhren Pferdebahnen, und auf dem Fußweg gingen die Leute spazieren. Da kam eine junge Dame mit einem kleinen Jungen. Der Knabe schrie auf — ein dicker Frosch, noch dösiger vom Winterschlaf, watschelte schwerfällig über den Weg, gerade auf das Pferdebahngleis zu. Die Dame nahm einen Stod und wollte das Amphibium zur Umkehr bewegen — umsonst! Es legte sich halstarrig, platt aufs Gleis. Da klingelt die Pferdebahn gefahrdrohend heran, das Mädchen sieht sich ungeschlüssig um — nach kurzem Bögen zieht sie ihr Taschentuch, wirft es über das Tier, saßt es mutig an und schüttelt es auf der Wiese mit einer kleinen Gebärde des Eifers aus. Der Frosch plumpft heraus, die Dame seht befriedigt ihren Weg fort. Ich aber sagte mir, wer soviel selbstlose Menschenliebe für ein häßliches Tier beweist, der muß ein gottbegnadetes, reiches Herz haben. Ich suchte, forschte und fragte, bis ich die Dame ausfindig machte, die Sie jetzt als meine Frau vor sich sehen.“

Susi sann darüber nach. Ihr reger Geist arbeitete unermüdet unter dem Einfluß dieser Menschen, die Gedanken in ihr weckten, wie Licht die Blumen. „Sonderbar“, sagte sie nach einer Weile kopfschüttelnd, „Ihr Herz war hellsehend, und man spricht immer von blinder Liebe.“

Die beiden anderen lachten amüsiert.

„Kleine Freundin“, sprach, ernst geworden, die junge Frau

unliebe. Sufi
 ihre kräftigen
 ergewonnener,
 vergaß, weil
 ihrer gloden-
 ur, daß die
 be neugierig
 Am Abend
 erlobten, nur
 sie muß die

 ge Mädchen
 ihren auf der
 weitet, durch
 die Wiege zu
 Alles dufte
 en zwischen
 er dem Kopf,
 und sieht in
 blaut. Herr
 beginnen sich
 und Gastlich
 en kräftigen
 en. In der
 genen Klein-
 i ihren Ge-
 schreibt in
 en an ihren
 ert, die ihr
 was enthält
 is Werners
 taunte —
 wegt, gleitet
 weg.
 o die Thür
 unnter. Sie
 keine Ent-
 ht fröhlicher
 te Fassung,
 los — un-
 urige Seele
 inden Drang
 t der Zeit
 i Wittsteller
 i veragtem

 chen einer
 Sie trutz,
 se vor dem
 i vor einer
 angefalt in
 n Sufi den
 uft sie die
 hinter den
 zutraulich

 umte, leb-
 en, dann
 mpathtisches
 ie fröhlich,
 he?" Die

 nt," schrieb
 ohnen mit
 er und die
 sche Dame
 rz, wie in

 unbewußt
 bchaft an
 Mädchens
 it herzlich
 . Es lag
 d geistige
 schrittenen

 üßte und
 m, liebe-
 ihre Wiß-
 ng wurde
 ging eine
 ne Natur

 gelernt?"

 in Frosch

 n Atelier-
 ir gegen-
 fahrstraße
 ngen die
 t einem
 er Frosch,
 über den
 me nahm
 bewegen
 eis. Da
 Mädchen
 t sie ihr
 an und
 des Stels
 befriedigt
 selbstlose
 ein gott-
 d fragte,
 s meine

 itete un-
 gedanken
 sagte sie
 end, und

 ge Frau



H. G. von Suttner
 Wülfert. Mauthner. Träger. Prinz Schbainich-Carolath. Spielhagen. Seidel. Trojan.
Bertha von Suttner als Vortragende im Verein „Berliner Presse“.
 Stettenheim.

eindringlich, „glauben Sie um Himmelswillen nicht an blinde Liebe; sie ist gefährliches Hazard. Ich muß dabei immer an das Blindenfußspiel mit verbundenen Augen denken. Sie laufen Gefahren, stoßen, verwunden sich und tappen eher zwanzigmal daneben, ehe Sie — wenn überhaupt — den rechten finden. Prüfen Sie Ihr Herz gründlich mit offenen Augen. Nichts ist furchtbarer im Frauenleben, als an einen Mann gebunden zu sein, der unsere Seele nicht versteht.“

Täglich waren die neuen Freunde zusammen. Man machte Ausflüge, plauderte, oder die junge Frau las vor, während ihr Mann malte. Susi hörte mit leuchtenden Augen zu und begeisterte sich für Dichtungen, die sie früher kaum den Namen nach kannte. Laut lesen! Darum wollte sie ihren Verlobten bitten. Dester denn je waren ihre Gedanken bei ihm, inniger, frauenhafter. Aus dem Kinde war ein Weib geworden, welches ahnte, daß die Ehe eine große, ernste Pflicht und nicht nur eine hübsche Abwechslung nach dem lustigen Mädchenleben war. So wie die harmonische Ehe ihrer beiden Freunde, sollte die ihre werden. „Der Verstand meines Weibes und ihr klares, tiefes Empfinden sind meine untrüglichen Ratgeber,“ pflegte der Maler zu sagen — das wollte sie später von Werner hören.

Wochen vergingen, die Abreise der lieben Hausgenossen kam heran; man sprach von Scheiden und Wiedersehen, und Susi war gedrückt, wie nie zuvor in ihrem sorglosen Leben.

„Liebe kleine Freundin,“ sagte die junge Frau zärtlich beim Abschied, „bleibe wahr, wie deine Natur es fordert; du bist auf dem rechten Weg und bedenke — keine Lüge rächt sich härter im Leben, als die gegen uns selbst.“

Susi fühlte sich seelenverlassen, als sei ihr Schutzengel von ihr gegangen; die ganze Welt schien ihr leer. Mit welcher Freude begrüßte sie einen Brief ihres Bräutigams, der ihr unerwartet sein baldiges Kommen verkündigte! Sie empfing Werner mit ihm neuer Zuneigung und Schüchternheit — er fand sie verändert und besonders viel hübscher geworden. Wie sie sich freute, ihm den Wald, die Fernsicht zu zeigen! Unaufhörlich plauderte sie von der Natur und ihren neuen Freunden. Er hörte uninteressiert zu; sie sah ihn einigemal verwundert an, dann erkälte sie sein gleichgültiges Schweigen. Und als er endlich die Aussicht lieber nach einer Tasse Kaffee und Zigarre bewundern wollte, da sanken die Flammen ihrer großen Freude zusammen. Waren sie einander fremd geworden? Fast schien es. Susi fand Werner verändert, ohne zu ahnen, daß er geliebt, wie er gewesen, während ihre Augen sich schärften und nur an ihm sahen, was ihr früher verborgen war.

Der Verkehr mit ihrem Verlobten gestaltete sich so anders, als sie ihn erträumt! Durch die Gläser seines Kneifers bewunderte er beiläufig die Naturschönheit, wie man etwa ein ausgelegtes Schaufenster im Vorübergehen streift, ohne etwas dabei zu fühlen. Wenn sie des Abends ihren Spaziergang — langsam, Stadtpromenadenschritt, der Assessor war kein Freund von viel oder schnell Gehen — durch die blühenden Wiesen machten, dann pflegte er mit einem kunstgerechten Hieb seines Spazierstocks die Blumen am Weg zu köpfen; er trieb es sportmäßig. Beim erstenmal stieß Susi einen leisen Laut des Bedauerns aus. Werner sah sie verwundert an und dachte, sie hätte sich den Fuß vertreten. „Die arme blaue Blume,“ meinte sie vorwurfsvoll.

Er lachte nur: „Aber kleine, welche lächerliche Sentimentalität! Die werde ich dir noch abgewöhnen.“

Susi sagte fortan nichts mehr. An einem Regentag hat sie ihren Bräutigam schlichtern, ihr vorzulesen. Die Freunde hatten ihr Stieler's Winteridyll geschenkt, und das brachte sie ihm. Werner saß im Lehnstuhl, gähnte und ärgerte sich über das Wetter; mißmutig durchblätterte er das Buch: „Reime?“ fragte er enttäuscht, „aber, liebes Kind, das ist ja furchtbar. Verlangte, was du willst, nur kein Keimgeklänge vorlesen.“

„Ja, kennst du denn das Buch?“ fragte Susi gekränkt, die dafür schwärmte.

„Nein, das gerade nicht, aber viele andere seinesgleichen. Ich lese aus Prinzip keine Gedichte.“ Er warf den Band auf den Tisch und dachte nicht daran, seiner Braut zuliebe von seinem Prinzip abzuweichen. Als er sie später an sich ziehen und küssen wollte, wich Susi ihm aus. Der Assessor wurde ärgerlich und behauptete, die Sommerfrische hätte einen ungünstigen Einfluß auf sie gehabt, sie wäre launenhaft geworden. Susi schwieg in dem ohnmächtigen Gefühl des Nichtverstandendens; in tausend Fällen wurde sie sich dessen bewußt, aber sie wollte es sich nicht gestehen. Sie ging allein in den Wald und starnte in die regemassen Tannen, während der Assessor mit der Präsidentin dabeim Bezique spielte.

„Sage mal, kennst du Dr. Bertrand in unserer Stadt?“ fragte Susanne bei Gelegenheit beiläufig.

„Ja wohl,“ nickte Werner verwundert, „oberflächlich.“

„Auch die Tochter?“ forschte seine Braut interessiert.

Er schnitt ein Gesicht und schnippte mit dem sehr langen, sehr kultivierten Nagel seines kleinen Fingers die Asche von seiner Zigarre. „Ja —“ meinte er zögernd, „sie ist mir Gott sei Dank nur einmal begegnet, ist völlig ungenießbar.“

„Aber das ist ja nicht möglich!“ Susi schüttelte verständnislos den Kopf. „Sie ist die liebste Freundin von unseren ehemaligen sympathischen Hausgenossen. Wie jammerschade, daß du sie nicht kennen lernst!“

Werner ignorierte diplomatisch den Nachsatz: „Von denen? Na, das begreif' ich nicht, die Freundschaft ist mir ein Rätsel. Die betreffende Dame hat nämlich Medizin studiert und ist jetzt der weibliche Assistenzarzt ihres alten Vaters.“

„Ah, das gefällt mir!“ rief Susi mit glänzenden Augen, „warum soll sie ungenießbar sein?“

„Weil sie und ihr Vater echte Fortschrittler sind, die bei jeder Gelegenheit auf die bestehenden Zustände schimpfen. So unzufriedene Gemüter verderben mir die Stimmung.“

„Fortschrittler? Was ist das?“ fragte Susi wißbegierig, veranlaßt von einem lebhaften Interesse an ihrer Zeit.

„Das verstehtst du nicht, Kind,“ schnitt der Assessor kurz das Gespräch ab.

Wie unzählige male hat er sie damit schon abgewiesen! Wieviel Fragen, wieviel Wissensdrang in ihr ersticht! Und stets mit demselben nachsichtig-überlegenen Lächeln — ein Etwas in dem Mädchen lehnte sich plötzlich dagegen auf.

„Ich finde, es ist auf der Welt vieles unvollkommen und verbesserungsfähig,“ nahm sie vorsichtig das Gespräch wieder auf.

„Natürlich,“ gab er bereitwillig zu. „Aber im großen und ganzen ist alles recht hübsch und weise eingerichtet. Wie hätten wir thun müssen, wenn wir im fünfzehnten Jahrhundert

auf die Welt gekommen wären? Wer sind die Unzufriedenen? Die, welche nicht arbeiten wollen, oder thörichte Schwärmer; allen werden ist nicht zu helfen.“

„Was sind eigentlich Demokraten?“ folgte Susi ihrem eigenen Gedankengang.

„Aber Kind, das verstehst du nicht!“

„So erkläre es mir!“ gab sie diesmal prompt zurück.

Er fuhr. Diese Aufforderung war ihm neu und — unbequem. Seine Mutter, seine Schwestern hatten sich seinem salomonischen Weisheitspruch schweigend gefügt, und jetzt kam dieses kleine Mädchen mit dem Fragestolz! Er sah sie mißtrauisch an, wie sie mit den klaren, tiefen Augen wartend vor ihm stand — schade, sie war so hübsch, wollte sie unbequem werden? „Susi,“ sagte er scherzhaft-ausweichend und faßte sie lieblosend unter's Kinn, „frage nicht soviel, bewahre dir lieber deine reizende Naivität.“

„Ist Naivität — Dummheit?“ Sie verblüffte ihn zum zweitenmal.

Er wunderte sich; dann wurde er ungeduldig. Assessor Werner hatte weder Lust, den Lehrer zu spielen (wozu brauchte denn ein Mädchen viel zu wissen!) noch sich in Debatten mit ihr einzulassen; das wäre unter seiner Würde.

So verstimmt sie sich gegenseitig; ihre beiden Naturen wirkten einander entgegen. Des Mannes herrschsüchtiger Egoismus zerdrückte rücksichtslos des Mädchens Individualität.

Die Präsidentin konnte sich endlich der Wahrnehmung nicht mehr entziehen — das Verhältnis zwischen den Verlobten erkaltete. Das kam von dem vielen Alleinsein in der Sommerfrische! Sie rüstete schleunigst zur Abreise und sprach mehr denn je von der baldigen Hochzeit.

Wochen vergingen. Man war in der Stadt im alten Gleis, aber Susis äußere „Sommerfrische“ schien verschwunden; ihr junges Gesicht war kein unbeschriebenes Blatt mehr, schwere Gedanken quälten hinter der weißen Stirn. Die Leute zischelten, sie wäre älter geworden — und doch war vor kurzem erst ihr einundzwanzigster Geburtstag gewesen.

„Onkel, Tante, ihr werdet zürnen, aber ich kann, ich kann Assessor Werner nicht heiraten.“ Hochaufatmend, beide Hände auf die Brust gepreßt, steht das Mädchen eines Morgens vor den Verwandten.

Der Präsident läßt die Zeitung sinken, seine Gemahlin setzt klirrend die Kaffeetasse nieder — beide starren wortlos entsetzt auf die Nichte. Sie scheint ihnen eine andere; feste Entschlossenheit spricht aus ihrem Gesicht, die Wangen sind eingefallen, die Augen übergroß, wie nach durchwachten Nächten. „Nichts ist furchtbarer, als an einen Mann gebunden zu sein, der unsere Seele nicht versteht!“ Die Worte hatten ihr Ruhe und Frieden gebracht.

„Bist du von Sinnen?“ herrscht die Tante das Mädchen an, als sie endlich Worte findet, „was soll das heißen?“

„Daß ich bei meiner Verlobung ein Kind war und nicht wußte, was ich that.“

„Und weißt du jetzt, was du thun willst? Einen Akt des Wahnsinns, eine grenzenlose Thorheit, die du dein Lebenlang bereuen wirst, wenn wir sie nicht verhüten.“

„Onkel, Tante, ihr würdet mich hindern, meinen Irrtum gut zu machen?“ Ihre Stimme beb't vor Entsetzen.

„Susanne,“ sagt der Präsident halbunwillig, „dieser Auftritt ist unerhört. Ich bin entsetzt über deinen Mangel an Moral, Ehrgefühl, Mädchenstolz, über deinen bodenlosen Leichtsin.“

„Onkel, kein Leichtsin! Gott weiß, wie ich gekämpft und gerungen. Als ich mich verlobte, hatte ich weder Erfahrung, noch Weltkenntnis, und keiner, keiner von euch hat mich gewarnt und zur Ueberlegung gemahnt,“ klagt das Mädchen verzweifelt.

„Willst du uns damit Vorwürfe machen?“ Der Präsident lacht wegwerfend. „Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn! Der Assessor ist die denkbar beste Partie, ein Ehrenmann, am Anfang einer glänzenden Karriere — was hast du eigentlich an ihm auszusetzen?“ Drohend bleibt er vor Susanne stehen.

„Er erwirgt meine Seele!“ schreit sie verzweifelt auf.

„Du bist nicht klug!“ Der sonst gemäßigste Mann schüttelt Susanne an der Schulter. Sie macht sich los, „ich will keine Maschine sein — ich will verstanden werden!“

„Weiter nichts?“ Der Präsident atmet erleichtert auf.

„Nun, nun,“ meint er einlenkend, „geviß hat es einen kleinen Streit gegeben. Sprech dich aus und alles ist wieder gut.“

Susanne schüttelt energisch den Kopf. Können Ausdrücke Charaktere ändern?

Ein Wohlthätigkeitskaffee; d. h. man arbeitete für einen Bazar zum Besten der Armen. Die wohlthuenden Hände und weithuenden Fingern waren rastlos thätig.

„Warum ist Susanne Wildens Verlobung eigentlich zurückgegangen?“ Das war die große Frage, über die sich die halbe Stadt die Köpfe zerbrach.

„Sie hat sich wahrscheinlich von Anfang an nur auf Zeit verloben wollen,“ mutmaßte eine Dame mit spitzer Zunge, „sie ließ sich doch überall die Cour machen.“

„Ich begreife darum die Präsidentin nicht, hätte sie, wie ich, die Hochzeit gleich drei Monate nach der Verlobung angegesetzt, so wäre ihr die fatale Sache nicht passiert.“

„Die untertriebene Assessor Werner (man licher!) soll aus dem Haus ihrer Verwandten gewiesen und vorläufig bei Freunden sein. Ein Glück, daß sie fort ist, auf einer Entlohten hastet ein Maler, ich hätte meine Töchter nicht mehr mit ihr verkehren lassen.“

„Wir auch nicht, wir auch nicht, das wäre man schon dem armen Assessor schuldig,“ rief der Chor.

„Wie charakterlos ist solcher Treubruch, ich könnte nicht mehr schlafen mit dieser Schuld auf meinem Herzen,“ seufzte eine alte Sentimentale, die nie in Gefahr des Verlobens gewesen.

„Wieso charakterlos?“ Wie ein Fehdehandschuh wurde die Frage hingeworfen. Die Dame hatte bis jetzt geschwiegen, sie machte auch keine Handarbeit. „Ich finde, daß viel Charakter und Verstand, Wahrheitsliebe und Sittlichkeit dazu gehören, einen solchen Irrtum öffentlich einzugehen. Kein Mensch ist unfehlbar, am wenigsten ein Kind von neunzehn Jahren. Auch das Herz vergeißt sich; erkennt es aber seinen Irrtum, da sollte die Welt die junge Seele beklagen ob der inneren Kämpfe, sie ihr milde, zartfühlend erleichtern, statt sie zu erschweren und sich spottend abzuwenden. Irrthümer sind die Marksteine auf dem Wege zur Erkenntnis.“

„Da bin ich durchaus nicht Ihrer Ansicht,“ Fräulein Dr. Bertrand,“ widerspricht die Oberpfarrerin im Bibelton. „Jedes Versprechen muß dem Herzen heilig sein. Treubruch ist Schuld; entlohten ist immer unmoralisch und läßt einen Flecken auf der Seele.“

Fräulein Doktor zuckt die Achseln; gegen das Dogma schönlinder, nichtsagender Schlagworte ist nicht anzukämpfen. Wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit sich ein Schlagwort ein. Der geistige Befreiungskrieg tobt um sie am heftigsten. Die intelligente Doktorin überfliegt die Damen der „Wohlthätigkeit“. Reichen nicht ihre Stammbäume in gerader Linie bis ins Mittelalter an einen Scheiterhaufen, wo ihre Vorfäter inselfelten, als man die Urheber einer erlösenden Idee verbrannte?

Blumen- und Pflanzenpflege.

Nachdruck verboten.

April.

Lachender Sonnenschein, heulender Sturm in einem Atem sind Zeichen des Aprils. Schüchtern wagen sich die ersten Blüten hervor, schüchtern treibt der Spargel seine ersten Stiele, aber alles geht doch vorwärts! Freilich, beim Spargel kommt auch gleich die Not. Kaum kauft das Sonnenlicht die weiße Spitze, so färbt sie sich zu unserm Schrecken, und wenn wir auch vieles den Franzosen nachmachen — wie sie den Spargel essen, wenn er blautöpfig ist, das vermögen wir nicht. Was Wunder, wenn alljährlich zur Spargelzeit die brennende Frage entsteht, wie abzuwehren wäre. Leider giebt es kein besonderes Mittel, denn Frühaufstehen und scharfes Auge — also Ernten bei Tagesgrauen und Ernten schon der Stiele, die sich kaum erst bemerkbar machen, durch sanftes Heben des glattgestrichenen Bodens — sind nicht jebermann eigen.

Beim Khabarber, unserer zweiten Aprilfrucht, kommt die geschmähnte Sonnenfarbe wieder zu Ehren; je intensiver die Blattstiele gefärbt sind, desto größere Beliebtheit haben sie zum schmackhaften Frühjahrskompost. Beim Khabarber ist aber die Färbung Sorteneigentümlichkeit — Queen Victoria hat die schönsten Stiele, doch ist Bedingung, daß die Pflanzen durch Teilung alter Stöcke entstanden sind. Pflanzen aus Samen variieren und haben eigentümlicherweise nicht den raschen und starken Blätterwuchs. Daher darf, wer Samenpflanzen setze, nicht klagen, daß trotz reichlicher Düngung die Ernte nicht den Erwartungen entspricht. Reichliche Düngung heißt beim Khabarber sehr viel, eine Karre voll für jede Pflanze oder 3—4 Eimer Düngwasser. Wo weniger gegeben wurde, kann man noch nachholen. Und läßt sich diese Arbeit in die allgemeinen Frühjahrsarbeiten, dem Pflanzen der Kohlarten, dem Setzen der Kartoffeln, dem Auspflanzen der Küchenkräuter u. c., dem Legen der Bohnen und Gurken in Töpfe, zur Frühkultur nicht einfügen, so wird sie sich doch einreihen lassen in die speziellen Arbeiten, die wir zur Sicherung der Kulturen teilweise zu treffen haben. Dahin gehört auch die rechtzeitige Verwendung der Vorbolaiser Brüche (2 kg Kupferdilat, 4 kg Kalk in 100 Liter Wasser). Bei unseren Rosen, unserm Weine, selbst unserer Spalierbäumen können wir manchem Ungeziefer den Garaus machen durch tüchtiges Bespritzen derselben mit dieser Brühe, und bei den Rosen beugen wir gleichzeitig vor gegen den lästigen Schimmel, den Rosenmehltau; ja, das ist doppelt wichtig, weil wir bei den Rosen später die Brühe ihrer häßlichen Flecke wegen nicht mehr verwenden können und dann zum weniger energischen Sulphur teatigue oder zur Schwefelblüte greifen müssen. Zum Spritzen der Brühe ist für kleinere Verhältnisse die Spritze von Hildebrandt in Lankwitz-Berlin oder die viel billigere Werberische Gartenbrühe aus Werder a. S. (Bestellungen übermittle der Gartenbauverein in W.) ganz angebracht. Wer viele Obstbäume besitzt, viel Weinreben, und wer auch noch die Kartoffelfelder spritzen will, was ja im Sommer des öfteren notwendig sein kann, der wählt besser die neue selbstthätige Syphoniaspritze von Mayparth u. Comp. in Frankfurt a. M. oder die Vermorelspritze.

Der Blumengarten legt unserer Thätigkeit immer noch gewisse Beschränkungen auf. Die zarten Blumenpflanzen des Mißbeetes sind dem Aprilwetter nicht gewachsen, und ihre Beete müssen vorläufig noch frei bleiben. Nur herrichten und mit Kompost versehen können wir sie, und die Pflanzen selber werden wir durch reichliches Lüften abhärten und gedrungener machen. Wenn wir die Reihen derselben übersehen, so ist zwar Mannigfaltigkeit vorhanden, doch eine Spitze fehlt fast ganz unter ihnen — die Sippe der Schlingpflanzen. Sie sind mehr Stiefkinder unserer Gärten und kommen nur selten zur vollen Geltung, trotzdem sie so recht eigentlich in den Blumengarten hineingehören, um in jedem Wachsthum den Zaun des Gartens zu befeuchten, in graziosen Bogen die Eingangspforte zu überspannen, an kahlen Bäumen emporzuranken, Gitterläden zu bilden zwischen einzelnen Stämmen und in mannigfach anderer Art zur Verschönerung des Gartens beizutragen. Von älteren Pflanzen gehört dahin die Ipomaea, die Cobaea, Pilogyne, das Tropaeolum, von dem das neue Tropaeolum Bismarck durch die Fülle seiner roten Blüten ganz besonders hervorsteht, die Feuerbohne, die verschiedenen Zierkürbisse. Neuer sind die herrliche Mina lobata, der japanische Hopfen mit seinem enormen Wuchse, und dann die verschiedenen Kathyrusarten, von denen wir ganz köstlich blühende in letzter Zeit erhalten haben, in allen Farben, hell und dunkel. Ein großes Sortiment von Kathyrus besitzen Ronne u. Hoepfer in Ahrensburg bei Hamburg. Es verlohnt sich wirklich, diese Pflanzen zu ziehen, deren Blüten später im Glase — zu Blumenbindereien — außerordentlich verwendbar sind.

Auch ausdauernde Schlingpflanzen sind außerordentlich verwendbar. Die gefüllte Winde, Callistegia pubescens, hält unsere Winter aus, die Passiflora können im Winter Zimmerpflanzen sein; über Sommer ausgepflanzt, entwickeln sie sich aber erst zur vollen Schönheit. Für schattige Partien ist Periploca graeca ausgezeichnet, und wer Platz hat für die harten Clematis, Clematis Jackmanni, vitalba, Virginica, graveolens, sowie für Rosen und den selbstklimmenden Wein Ampelopsis Veitschi, wird die Anpflanzung nie bereuen.

Winterharte Zwiebelgewächse, Gladiolus als neueste Errungenschaft, dann die herrliche Montbretia crocosmiaeflora in ihren verschiedenen Arten, die ebenfalls winterharte Hyacinthus candicans gehören als dauernde Pflanzensorten in den Blumengärten, als Beetpflanze, als Gruppenpflanzen selbst vor niedrigem Gebüsch in einzelnen Gruppen.

Wo ein kleiner Teich im Garten sich befindet oder ein kleines Bassin mit stehendem oder nicht stark fließendem und nicht kaltem Wasser, da ist die Gelegenheit günstig, auch den herrlichen Wasserpflanzen eine Heimstätte zu bereiten. Ins Wasser hinein, entweder mit einem Topf oder besser ausgepflanzt auf einen Haufen guter Erde, den man zu diesem Zweck eingehüllt hat, kommen in erster Linie die Nymphaeën, N. alba und rosea als köstlichste Wasserpflanzen. Nymphaea alba ist in unseren Gewässern heimisch, ebenso wie die gelbe Wasserrose Naphar luteum, wie der Froschlöffel, das Pfeilkraut und

andere mel
muß man
Wasser her
schneiden
Bei
pflanzen n
wenig, für
wir dabei,
den bei Er
gonien, in
weil diese
Palmen, S
neue Topf
Bei krank
die Rede f
und die
Wo
pflanzen in
da ist es
um nicht
Inter
erkannt
belieben
aus wie d
keit viel
feinsten
seinen Bir
Spargelar
Lauberbe
am Fenste
gebunden
Triebs,
bedürfnis
fehlt, in
bringen.
Spargelar
in Stuttg
Das
ist
solchen a
Regel da
häufig g
Ich
sachte u
schrift zu
eine ein
wendung
Je
sie lesb
alle un
und h
zu verz
wohl ge
In
Buchst
Höhe z
hat sie
sprechen
stabe (Z
davon,
diese se
handelt,
und die
werden.
dem g
dem da
einen g
den ein
gebilde
Di
als Zw
Wollen
schreibe
Schrift
Streifen
Buchst
dann d
schreibe
nen Ze
Zä
oberen
wir ach
der Kle
Teile

andere mehr. Sie lassen sich daher leicht beschaffen. Nymphaea rosea muß man kaufen, eine gute Quelle ist Hans in Herrnhut. Um das Wasser herum, als Stumpfpflanzen gewissermaßen, machen sich die verschiedenen Irisarten, die Scirpgräser u. s. w. vorzüglich.

Bei all diesen Pflanzungen im Freien sind auch die Zimmerpflanzen nicht zu vergessen. Ihre Pflege ist augenblicklich sehr notwendig, sind wir doch in der Zeit des Umsetzens! Gemeinhin fragen wir dabei, um wie vieles größer der neue Topf sein muß. Wir werden bei krautartigen Gewächsen, Cinerarien, Coleus, Fuchsen, Pelargonien, in der Auswahl der neuen Topfgröße nicht sehr ängstlich sein, weil diese Pflanzen auch größere Töpfe bald durchwurzeln. Bei Azaleen, Palmen, Kamelien zc. dagegen soll, gesunde Wurzeln vorausgesetzt, der neue Topf nur so groß sein, daß der alte in den neuen hineinpaßt. Bei kranken Pflanzen kann von einem größeren Topf überhaupt nicht die Rede sein. In den meisten Fällen werden wir ihn kleiner wählen und die neue Erde tüchtig mit Sand mischen.

Wo die Krankheit Pflanzen betrifft, die sich später durch Auspflanzen im Freien besser erholen, wie Azaleen, Myrten, Evonymus, da ist es sogar geraten, von dem Verpflanzen im April abzusehen, um nicht durch doppelte Störung zu schwächen.

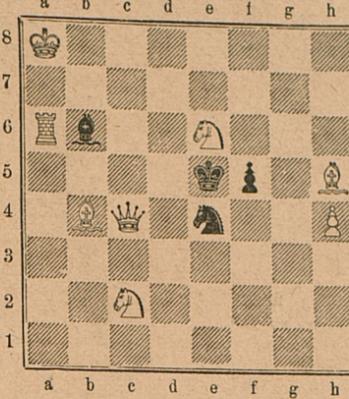
Interessante Stubenpflanzen sind die neuerdings nach ihrem Wert erkannten feinsäuligen Spargelarten, ausländische Vetterin unseres beliebten Spargels; das Laub derselben ist ungemein zart, es sieht aus wie das Laub der neuholländischen Azaleen, ist aber in Wirklichkeit viel feiner, dabei von schöner, hellgrüner Farbe. Es macht den feinsten Farneblättern große Konkurrenz und wird auch wie diese zu seinen Bindereien verwendet, doch hält es sich bedeutend besser. Die Spargelarten halten sich im Zimmer sehr gut. Sie treiben, in gute Lauberde gepflanzt, am Fenster ihre langen, rankenartigen Stiele, die am Fensterrahmen festgeheftet oder in vielen Biegungen an ein Gestell gebunden werden können. Alle Spargelarten lieben zur Zeit ihres Triebes, also im Sommer, viel Wasser; im Winter ist das Wasserbedürfnis geringer, dann lassen sich die Pflanzen auch, wenn der Raum fehlt, in der kühlen Stube mit 3 bis 4 Grad Réaumur Wärme unterbringen. In den meisten größeren Sortimentsgärtnereien sind diese Spargelarten käuflich; alle, auch die neuesten, erhält man bei Pfister in Stuttgart.

Schach.

Aufgabe Nr. 312.

Von R. Stael.

Schwarz



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 139 Seite 119.

Die Zahl der Lebensjahre der Lehrerin betrug 63, denn

63 / 2 * 3 + 63 / 2 = 63.

Auflösung der vierfeldigen Charade Seite 119.

Trauerweide.

Auflösung der Anagramm-Aufgabe Seite 119.

„Lerne zu leiden, ohne zu klagen“.

Latona Erste Nante Norden Erich Znam Ungar Lisa Eiger Zuber Dina Emir Nassau Orleans Herber Dola Ehre Tibet Utah Kain Diane Abend Garbe Estrich Nestor

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 310 Seite 119.

Weiß.

1. f 2 - f 4.

Schwarz.

1. g 4 n. f 3.

Weiß.

2. D e 7 - h 4 matt.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. K c 4 - b 4 (d 4)

Weiß.

2. T e 5 - e 4 ober

T a 3 n. a 4 matt.

Rätsel.

- 1. 2. 3. 4 sie halten für den Raubflug Nacht Und sehn am besten in der Nacht; 3. 4. 5. 6 legt hell und klar Des innern Auges Abbild dar, Doch 3. 4. 7, geringste Frist, Verschwindet, wenn sie kaum erschienen ist. 1. 2. 5. 6 im ganzen Land Als Freund des Scherzes wohlbekannt.

Reisetoiletten.

Das Titelblatt unserer heutigen Nummer bringt einige hübsche und praktische Reisetoiletten, und zwar zeigt Fig. 1 einen, für derartige Zwecke wohl geeigneten Regenmantel, der in Radform aus modisfarbigen Tuch und gleichfarbigem Seidenfutter gefertigt und mit pelzerartigen Garnitureilen von gleichem Stoff ausgestattet ist, welche über weicher Füllauflage mit einer Kurbelstickerie von weißer Seide verziert sind; mit gleicher Stickerie überdeckte Passenteile, sowie ein Medizistragen vervollständigen den Mantel.

Fig. 2 stellt ein aus Bluse und Rock bestehendes Kleid dar, das (vergl. Fig. 3) durch einen offenen Paletot vervollständigt wird. Der schlichte Rock aus englischem Bigognestoff ist mit Tasset unterlegt; die Bluse aus leichtem, weißem Wollstoff hat man, wie aus der Abbildung ersichtlich, mit einer Stickerie von verschiedenfarbiger Seide und Goldfaden ausgestattet, durch einen gestickten Gürtel begrenzt und vorn überragend an der einen Seite und Achsel geschlossen. Der hinten anliegende, vorn reversartig umgelegte Paletot aus Bigognestoff ist mit Seidenfutter versehen, am Außenrande mit einem schmalen Vortstuf von brauner Wollborste begrenzt und vorn oben durch eine Schleife aus seidener Passementerie zusammengehalten.

Das Zeichnen von Schrift.

Nachdruck verboten.

Das kunstgerechte Aufzeichnen einer schönen und klaren Schrift ist den meisten Kunst-Dilettanten un bequem, und da sie mit Vorliebe der ordnungsmäßigen Anfertigung einer solchen aus dem Wege zu gehen suchen, weil sie keine feststehende Regel dafür wissen, so wird ihre Schrift auch natürlicherweise häufig genug recht unansehnlich ausfallen.

Ich beabsichtige hier nur einen Grundriß für die einfachste und für unsere Zwecke gebräuchlichste Art der Block-schrift zu geben und gehe dabei von dem Prinzip aus, daß eine einfache Methode, die jede Dame befolgen kann, zur Anwendung kommen muß.

Je einfacher und klarer eine Schrift ist, desto besser wird

wie fünf Teile der kleinen sind, so haben wir (185 x 3) : 5 = 111 große Teile. Die Schrift erfordert daher eine Länge von 111 + 38 = 149 großen Teilen. Wir können jetzt also genau bestimmen, wie groß der Schriftsatz werden soll. Sagen wir, der große Buchstabe soll 35 mm hoch werden, so ist der siebente Teil davon 5 mm. Soll der Buchstabe 21 mm haben, so hat ein großer Teil nur 3 mm u. s. f. Halten wir das letzte Maß fest, so haben wir für die ganze Länge des Satzes 3 x 149 große Teile = 447 mm = 44,7 cm. Um den Schriftsatz zu übertragen, nehmen wir drei Zeilen zu je 20 cm. Wir haben dann im ganzen eine Länge von 60 cm.

Auf einen Streifen, der 60 cm lang und 5 bis 6 cm breit ist, ziehen wir mit der Schiene eine wagerechte Linie als Grundlinie, stecken nun mit dem Zirkel senkrecht darauf die sieben Teile zu 3 mm für jeden Teil ab und ziehen diese Teil-

punkte mit scharfem Bleistift durch den ganzen Streifen wie Notenlinien. Wir haben jetzt die durchgehende Höhe der großen Buchstaben. Wir teilen in der Folge die Höhe der sechs unteren Teile, die wir als eine Länge behandeln, in zehn gleiche Teile und ziehen von den einzelnen Teilpunkten zum besseren Unterscheiden mit einer Ziehfeder, die wir mit einer Wenigkeit Karmin füllten, feine rote Linien parallel den Bleistiftlinien; durch dieses Verfahren bekommen wir die Höhe der kleinen Buchstaben. Nunmehr beginnen wir mit dem Zeichnen des ersten Buchstabens. Nach Fig. 1 hat D drei Teile, nach unserer Berechnung sollten die Linien für den großen Buchstaben 3 mm Entfernung haben, ebensoviel müssen wir also für jeden Teil rechnen; stecken wir diese 3 x 3 mm auf die Grundlinie ab, ferner einen Teil (3 mm) für den ersten Zwischenraum, legen die Schiene an und ziehen mit dem rechten Winkel die Teil-

Table with columns for letters D, e, s, H, e, r, r, e, n, W, o, r, t, i, s, t, w, a, h, r and rows for 'große Teile' and 'kleine Teile' showing counts for each letter.

Fig. 3.



Fig. 1.



Fig. 2.

sie lesbar sein; wir haben deshalb alle unnütze Schnörkel zu vermeiden und höchstens den Anfangsbuchstaben zu verzieren, für diese bringen wir wohl gelegentlich ein Alphabet.

In Fig. 1 haben wir den großen Buchstaben und das Verhältnis der Höhe zur Breite; der große Buchstabe hat sieben Teile Höhe und die entsprechende Breite. Der kleine Buchstabe (Fig. 2) hält aber nur sechs Teile davon, die sich derart verteilen, daß diese sechs Teile als eine Länge behandelt, wie beim b, d, f, h, k und l, und diese in zehn gleiche Teile geteilt werden. Der Raum im Satz zwischen dem großen Anfangsbuchstaben und dem dazu gehörigen Wort wird durch einen großen Teil, der Raum zwischen den einzelnen Worten durch zwei Teile gebildet.

Die kleinen Buchstaben bekommen als Zwischenräume einen kleinen Teil. Wollen wir einen Satz herstellen, so schreiben wir uns die anzufertigende Schrift, hier den Spruch, auf einen Streifen Papier so auf, daß wir die Buchstaben voneinander trennen, ziehen dann drei parallele Linien darunter und schreiben nun die großen und die kleinen Teile ein.

Zählen wir z. B. die großen Teile der oberen Linie (Fig. 3) zusammen, so haben wir achtunddreißig Teile. Die Summe der kleinen Teile beträgt 185. Da drei Teile der großen Buchstaben so viel

lungspunkte auf, so können wir leicht das „D“ einzeichnen. Für das folgende kleine e haben wir drei kleine Teile (Fig. 2) und einen Teil Zwischenraum abzutragen. Wir stecken die drei kleinen Teile von den 10 Teilen (rote Linien) ebenso ab, wie wir es bei den Bleistiftlinien thaten, übertragen sie und ziehen die Senkrechten auf, zeichnen das e ein und verfolgen so Buchstaben für Buchstaben, bis der ganze Satz fertig ist.

Um die Schrift auf das Original zu zeichnen, pauken wir dieselbe mit der Grundlinie und übertragen die Pause (hier durch Zwischenlegen von weißem Pauspapier). Für dunkles Holz, Leder oder Stoff eignet sich zum Ausmalen Bronze mit Bronzeintur gemischt. Für Stoffe, die kein Fett vertragen, wie Papier, können wir Bronze und gelösten Gummi nehmen. Hierbei sind die senkrechten Linien der Buchstaben mit der Ziehfeder zu zeichnen, mit der Stahlfeder fertig zu konturieren und dann mit Bronze zu füllen.

Die ganze Beschreibung macht wohl den Eindruck des Umständlichen, da jeder Handgriff erwähnt werden mußte. Beim Versuch dagegen wird sich die geübte Leserin bald überzeugen, wie leicht es sich arbeiten läßt und wie einfach das scheinbar komplizierte System ist.

Oskar Hülker.

O Welt, du bist so wunderschön im Maien.

Gedicht von Jul. Rodenberg.

Belebt

Edwin Schulz.

Duett.

1. Nun bricht aus al = len Zwei = gen das lie = be mai = en = fri = sche Grün, die er = sten Ler = chen stei = gen, die
 2. Und wie die Knos = pen sprin = gen, da regt sich's freu = dig ii = ber = all, die mun = tern Bög = lein sin = gen, die
 3. Wie sich die Bäu = me wie = gen im lie = ben gold' = nen Son = nen = schein! Wie hoch die Bög = gel stei = gen, ich

1. er = sten Ler = chen
 2. mun = tern Bög = lein
 3. hoch die Bög = gel

1. er = sten Beil = chen blüh'n, die er = sten Ler = chen stei = gen, die er = sten Beil = chen blüh'n; und gol = den lie = gen Thal und Höh'n, und
 2. Duell = le rauscht im Thal, die mun = tern Bög = lein sin = gen, die Duell = le rauscht im Thal, und ju = belnd schallt das Lust = ge = tön, und
 3. möch = te hin = ter = drein, wie hoch die Bög = gel stei = gen, ich möch = te hin = ter = drein; möcht ju = beln ii = ber Thal und Höh'n, möcht

1. gol = den lie = gen Thal und Höh'n;
 2. ju = belnd schallt das Lust = ge = tön;
 3. ju = beln ii = ber Thal und Höh'n.)

O Welt, du bist so wun = der = schön im Mai = en, o Welt, du bist so

1-3. wun = der = schön im Mai = en, im Mai = en!

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. Frau Dr. K. W. in J. Auf Handschriftenbeurteilung können wir uns leider in unserem Blatte nicht einlassen.

G. W. in B. Das soll nach und nach alles eingehend in unserer Rubrik „Aus dem Frauenleben“ erörtert werden.

G. v. S. in L. Wir nennen Ihnen für Ihre Zwecke das Pestalozzi-Frödel-Haus in Berlin, Steinmehstr. 16; in demselben Hause die Kochschule des Vereins für Volkserziehung; die Gartenschule des Vereins „Frauenwohl“ in Berlin; ferner die Haushaltungsschule (verbunden mit Erziehungsanstalt und Kindergarten) der Damen Anna Breyhmann und M. Schaber in Neu-Bahum bei Wolfenbüttel.

A. A. in Stockholm. In Paris praktizieren zur Zeit 7 Ärztinnen; in Amerika giebt es bereits mehr als 3000 Ärztinnen. Auch die Königin Margherita von Italien hat eine Dame zu ihrem Leibärzte ernannt.

P. E. 68 in G. — G. L. in F. u. a. Ihren Zwecken werden entsprechen: Elisa Henle „Was soll ich beklammern?“ (Stuttgart, Verlag von Levy u. Müller); „Der Herr Vergnügungsrat“ (Weimar, Verlag von F. Voigt); A. Hopfs „Luftiger Kolterabend“ (Dranienburg, Ed. Freyhoffs Verlag); Junkermanns Humoristikon (Stuttgart, Levy u. Müller); Luise Nidas „Geburtsstagsbuch für alle Tage des Jahres“ (eine Auswahl trefflicher Sentenzen, kurzer Gedichte und Citate, Verlag von G. Reuther in Berlin); Rudolf Wellnau „Festlänge für die Jugend“ (640 Glückwünsche und Vorträge zu Geburtstagen, Kolterabenden, Hochzeiten u. s. w., Verlag von Ed. Freyhoff in Dranienburg).

Baronin v. F. in Gr.-M. Ausführlichere Nachrichten über das Universitätswesen in Amerika hat das Bureau of education in Washington, D. C., veröffentlicht. Die meisten amerikanischen Universitäten nehmen weibliche Studierende an; ausschließlich für Damen sind folgende Hochschulen bestimmt: Vassar College zu Poughkeepsie (Staat New-York), Wellesley College in Wellesley (Mass.) und Smith College in Northampton (Mass.).

Haushalt und Küche. — **W. Italien.** Zum Vertreiben von Keller-Affeln, Ameisen und dergl. ist der Anbau der Raupe, des Kerbels, des Liebesapfels und anderer Pflanzen empfohlen worden, deren Geruch den Tieren unangenehm sein soll. Gute Erfolge erzielt man auch, wenn man Honig, Sirup oder aufgelösten Zucker, mit etwas Hefe oder Sauerteig vermischt, in Unterläge von Blumentöpfen bringt und diese an die Stellen, welche am meisten von dem Ungeziefer aufgesucht werden, hinstellt. Die Hefe ist für die Tiere ein tödliches Gift. Viehchen mit Benzin tötet sie ebenfalls fast augenblicklich. Ebenjogurt soll sich eine Mischung von gleichen Teilen Naphthalin und frischem Insektenpulver bewährt haben.

Fr. B. in W. Das Verschließen der Fugen in den Fußböden durch „Ausspanen“ muß von Tischler gemacht werden; rascher, erheblich wohlfeiler und vom Hauspersonal zu machen ist das Auskiten der Fugen. Den Kitt stellt man sich aus 1 Teil Ocker, 1 Teil Sägemehl und 1 Teil Köhner Leim her. Den Leim läßt man vierundzwanzig Stunden lang mit Wasser überdeckt weichen, sodas er zur Gallerte geworden ist. Diese fügt man zu dem mit Wasser zu einem Drei gerührten Ocker und läßt alles zusammen so lange unter beständigem Umrühren kochen, bis sich die Leimgallerte völlig gelöst hat. Darauf nimmt man das Gefäß vom Feuer und fügt nach und nach die Schälspäne unter Wasserzusatz hinzu, bis die Mischung als Kitt dieu genügt erscheint. Man wendet den Kitt erst nach dem Erkalten an. Große Fugen fällt man am besten zunächst mit Zerkleinert aus und streicht dann den Kitt, der allmählich steinhart wird, darüber.

Fr. Dr. W. in B. Das zur Grundlage von Pomaden dienende Schweinefett wird für diesen Zweck auf folgende Weise gereinigt und geruchlos gemacht: 28 Kilo ganz frisches Fett, wösmöglich von frisch geschlachteten Tieren, wird in einem emaillierten Kessel auf dem Wasserbade oder durch gespannte Dämpfe erhitzt. Dem geschmolzenen Fett setzt man 120 Gramm Kochsalz und 60 Gramm gepulverten Alaun zu und unterhält die Hitze so lange, bis sich auf der Oberfläche ein Schaum bildet, der aus geronnenem Eiweiß, Häutchen u. s. w. besteht. Dieser Schaum wird abgenommen, und wenn das Fett ganz klar und gleichmäßig geworden ist, läßt man es erkalten. Will man im kleinen arbeiten, so nimmt man zu jedem Kilogramm Fett einen Theelöffel voll Salz und einen halben Theelöffel voll von gepulvertem Alaun. Das Fett muß jedoch in kleinen Portionen gewaschen werden, eine mühsame aber notwendige Arbeit. Ungefähr ein Pfund des Fettes (auf einmal) wird auf eine etwas geneigte liegende Schieferplatte gelegt und auf dieser anhaltend mit einem glatten Steine zerrieben, so wie

man Farben mit Del anreibt), während man beständig kaltes Wasser darauf und darüber hinwegfließen läßt. Das Wasser löst alle Salztheile auf und schwemmt alle Eiweiß- und Blutteile fort, kocht endlich das Wasser völlig geschmacklos vom Fett ab, so wird letzteres geschmolzen und das anhaftende Wasser verläßtigt. Das weitere Kanzigwerden des Fettes kann man verhindern, wenn man in demselben warm eine geringe Menge Benzoesäure oder Benzoesäure auslöst. Die Reinigung von Kinder- oder Hammelfalg, die zu fetteren Pomaden verwendet werden, ist der Hauptsache nach dieselbe; die Härte dieser Fette erfordert indes mechanische Vorrichtungen zum Waschen, gewöhnlich steinerne, auf kreisförmiger Platte rotierende Walzen. Näheres finden Sie in Professor Hirtzels Toilettenehnie (Leipzig, J. J. Webers Verlag).

L. G. in W. Wenn in feuchten Räumen, Kellern u. dgl. die Papier-etiketten an Einmachgläsern und anderen Gefäßen durch Schimmel leiden, sodas die Schrift unleserlich wird, so rührt dies von dem Kleister, mit dem sie aufgeklebt sind, her. Man kann die Etiketten durch Ueberstreichen mit Paraffin vor dem Verschimmeln schützen, vor dem Ublösen schützt dies aber nicht. Am besten ist es, mit einer wasserfesten Tinte direkt die Gläser und Porzellangefäße u. dgl. zu signieren. Solche Tinte erhält man durch Auflösen von 10 Gewichtsteilen Schellack und 5 Teilen venetianischem Terpentin in 15 Teilen Terpentinöl (am schnellsten geschieht dies in einem in das Wasserbad gesetzten Gefäß); die Auflösung färbt man schwarz durch Einrühren von 5 Teilen Kleber.

Erna in G. Das wenn auch kleine, doch sehr lästige Uebel der Warzen ist neuerdings auch auf Bakterien zurückgeführt worden, daher ist die Ansteckungsgefahrlichkeit erklärlich. Von Weismitteln für Warzen hat sich außer dem bekannten Höllenstein, eine Lösung von Chromsäure, auch Scheidewasser u. dgl., besonders aber ein östereichs Betupfen mit kristallinierter Karbolsäure (aus der Apotheke) bewährt. Man bestreicht die Haut rings um die Warze, um erstere zu schützen, mit Kollodium, reibt die Warze mit Wasser und Feile möglichst ab und trägt dann mittelst eines zugespitzten Holzchens ein klein wenig von der Karbolsäure auf das Hautgebilde auf. Bei größeren Warzen verdammt man die Karbolsäure mit etwa gleichen Teilen Eau de Cologne und bepinselt damit die Warze alle 2-3 Tage so lange, bis sie verschwindet, indem man von Zeit zu Zeit die entstandene hornige Masse absteilt und die frische Oberfläche dann von neuem bepinselt. Hat man mehrere Warzen, so ist es zweckmäßig, sie sämtlich zu gleicher Zeit zu beizen und in der Verteilungstun keine Pause eintreten zu lassen, da sonst leicht während derselben neue Warzen auf anderen Stellen hervorkommen.